

Heimat Babylon

Daniel Cohn-Bendit, Thomas Schmid

Vorbemerkung der Redaktion:

Wir sind schockiert von der politischen Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland: Es herrscht eine alltägliche Gewalt gegen Ausländer. Die großen Parteien benutzen die Asylpolitik zur populistischen Stimmungsmache. Es gibt eine rechtsradikale Jugendkultur und eine von Intellektuellen getragene neue rechte Ideologie. Mit den folgenden drei Beiträgen wollen wir eine Auseinandersetzung mit dieser politischen Entwicklung und parallelen Tendenzen in der Architektur provozieren. Wir werden die Debatte in den kommenden Heften weiterführen.

Deutschland hat im Umgang mit dem Asylproblem größere Schwierigkeiten als alle anderen westeuropäischen Staaten. Das hat nur sehr vermittelt mit der antidemokratischen Tradition Deutschlands zu tun. Viel mehr hat es damit zu tun, daß sich Deutschland - gerade weil die Autoren des Asylartikels im Grundgesetz den Nationalsozialismus im Auge hatten - für die bisher konsequenteste Fassung aller bisherigen Asylregelungen entschieden hat.

Die paradoxe Folge dieser Konsequenz besteht darin, daß dadurch der Asylgedanke zwar mustergültig festgeschrieben wurde - daß er damit aber zugleich derart festgezurr ist, daß er veränderten weltpolitischen Bedingungen im Grunde nicht mehr angepaßt werden kann. Denn in der Bundesrepublik kann, überspitzt formuliert, nur Aufnahme finden, wer eine Verfolgung glaubhaft machen kann, die im Prinzip der ähnelt, die eine Folge des Nationalsozialismus war. Das Asylrecht der Bundesrepublik ist auf die Wirklichkeit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zugeschnitten; und weil es, um Rückfälle zu unterbinden, starr und verbindlich auf die Probleme dieser Wirklichkeit zugeschnitten ist, versagt es gegenüber der Weltunordnung an der Wende zum 21. Jahrhundert.

Da nun die Bundesrepublik zugleich ein attraktives, mit einiger Wahrscheinlichkeit das attraktivste Land Europas ist, hat das als Kehrseite zur Folge, daß alle, die hier Zuflucht finden wollen, gut beraten sind, wenn sie auf diesem letztlich doch nicht antitotalitären, sondern im engeren Sinn antifaschistischen Ticket reisen. Und deswegen provoziert die Bundesrepublik den Asylmißbrauch, den die autonomen bis pastoralen Ausländerfreunde leugnen und den die Populisten und in ihrem Kielwasser die Dumpfheimer beider großer Parteien zum Anlaß nehmen wollen, um dem Paradiesvogel Asyl endlich die Flügel zu stutzen. So ist die Bundesrepublik an die Alternative geraten, deren beide Seiten unannehmbar sind: entweder scheinbarer den ökologischen und den Armutsflüchtling in einem im antifaschistischen Sinne politischen Flüchtling umzudeuten oder - im Kern nicht demokratisch, sondern strikt eigennützig begründet - die antifaschistische Elle anzulegen und damit die Mehrzahl der Asylsuchenden abzuwehren. Das eine wäre verlogen, das andere unmenschlich.

Aus diesem Dilemma kann die Bundesrepublik demokratisch nur herauskommen, wenn sie endlich bereit ist, zwischen Asyl und Einwanderung zu trennen. Das hätte dreierlei zur Folge. Erstens müßte sich Deutschland offiziell zum Einwanderungsland erklären. Damit wäre die Möglichkeit geschaffen, daß ein Großteil der Armutsflüchtlinge, die ohnehin kommen würden, die bisher aber nur auf dem Weg des klassischen politischen Asyls kommen können und die damit das Institut des Asyls in der Tat untergraben, endlich unter Nennung der wahren Motive einreist. Das Lügengeflecht, an dem Asylbewerber ebenso mitwirken wie bundesrepublikanische Behörden, wäre zerrissen. Zweitens könnte damit das Institut des Asyls wieder auf die offensichtlichen Fälle beschränkt werden. Viele Immigranten, die bisher den Weg durch die Grauzone des Asyls wählen, könnten einen offeneren Weg

nehmen und damit die verbliebenen Asylbewerber von dem Ruch befreien, Passagiere mit falschem Ticket zu sein.

Drittens aber wäre - und das könnte dem eben beschriebenen Gewinn an Klarheit entgegenarbeiten - zu berücksichtigen, daß sich heute die Zahl der Gründe, die zur Flucht führen, vervielfacht hat und daß sie - siehe die genannten ökologischen Fluchtursachen - nicht mehr umstandslos in das Raster dessen passen, was herkömmlicherweise als Verfolgung gilt. Auch gegenüber einem Klimaflüchtling könnte die Bundesrepublik dann verpflichtet sein, ihn als Verfolgten aufzunehmen.

Die Einwanderung erfolgt - weil anderweitig die Politik der Restriktion vorherrscht - zum großen Teil auf dem Mogelweg des Asyls. Sinnvoller wäre es, wenn die Einwanderung offiziell Programm würde. Es müßten dann - aufs strikteste vom Weg des Asyls getrennt - jährliche Einwanderungsquoten festgelegt werden. Industrie wie Wirtschaft insgesamt haben in der Regel ein Interesse daran, nur die jeweils gerade Passenden ins Land zu holen, und insofern folgen sie ihren eigenen Interessen und verhalten sich gesellschaftlich ignorant. Denn zu den größten Potentialen, die Migrationen freisetzen, gehören die unerwarteten und unberechenbaren Karrieren, die im Zusammenstoß oder im Miteinander der Kulturen möglich werden. Da Industrie und Wirtschaft dafür selten ein Organ haben und noch viel weniger den außerökonomischen Nutzen von Migration zu schätzen wissen, wäre es nötig, das materielle Interesse an Einwanderung mit einem zivilen Gegenpol zu versehen.

Da Einwanderung nach jährlichen Quoten von vornherein dem Verdacht ausgesetzt sein wird, hier bediene sich eine Ökonomie aller Vorteile der Migration, ohne auch nur das geringste Interesse für die Migrationsgründe aufzubringen, sind institutionelle Vorkehrungen nötig, die garantieren, daß auch die gesellschaftlichen Interessen an der Migration sowie ethische Erwägungen berücksichtigt werden. Quotierte Einwanderung wird nur dann nicht zu einem Weg zurück in die industriellen Mentalitäten der fünfziger Jahre, wenn - etwa durch die Zusammensetzung der Gremien, die die Quote festlegen - ein Verfahren gefunden wird, das halbwegs garantiert, daß bei der Festlegung der Quoten auch Fingerspitzengefühl und Verantwortung zum Zuge kommen.

Gäbe es eine solche Praxis der Einwanderung, wäre zugleich das Asyl davon befreit, als Nadelöhr der Einwanderung erhalten zu müssen. Asyl und Einwanderung wären klare Alternativen, zwischen denen jeder sich zu entscheiden hätte. Das Asyl würde damit ein gut Teil seiner ursprünglichen Würde zurückgewinnen.

Freilich ist die multikulturelle Gesellschaft auch eine Zumutung, und zwar für die Einheimischen und für die Einwanderer. Wenn sich der Konsens über die Spielregeln einer solchen Gesellschaft längere Zeit als haltbar, nützlich und der Qualität des Lebens förderlich erwiesen hat, kann das die Souveränität im Umgang mit den Fremden sowie deren Bereitschaft, sich zu integrieren, beträchtlich erhöhen. Eben darin besteht ja die Chance der multikulturellen Demokratie. Das ändert aber nichts daran, daß die Aufgeschlossenheit gegenüber der Neuerung und dem Fremden - anders als die blauäugigen Ausländerfreunde offensichtlich annehmen - vermutlich kein menschliches Grundbedürfnis ist.

Wir können - zum Beispiel aus der Geschichte Europas - lernen, daß Bewegung besser als Stillstand und der Austausch mit den anderen in der Regel ein Segen ist. Wir können das lernen, und wenn wir gut sind, gelingt es uns, daß diese Einsicht nicht unter die Räder der Gewohnheit kommt. Sinnvoll wäre es also, gegen den Hang zur Bequemlichkeit, gegen unsere Freude am Wiedererkennen des Bekannten ein institutionelles Gegengewicht zu schaffen - in unserem eigenen Interesse.

Ein multikultureller Gesellschaftsvertrag soll uns daran hindern, zu Wölfen zu werden. Er soll uns ebenso daran hindern, zu sehr zu Stubenhockern, zu Traditionalisten, zu Ge-

nießern des Vertrauten zu werden. Der Multikulturalist indes, der das Fremde wie das Manna preist, gibt zweierlei zu erkennen: Erstens, daß er das Eigene mißachtet (und daher mit dem Fremden nicht real, sondern kompensatorisch umgeht); und zweitens, daß er offensichtlich bereit ist, all die Querelen, die das Fremde fast seit jeher ausgelöst hat, allein der Verblendung der Menschen anzulasten.

Es ist üblich, das Lob der Aufgeschlossenheit, der Beweglichkeit und des Austauschs anzustimmen. Und in der Tat, geht man die geistigen, kulturellen, wirtschaftlichen, technischen und rechtlichen Errungenschaften durch, auf die wir nicht mehr verzichten wollen, dann finden sich überall die Spuren der Fremden: der Araber, der Juden, der Hugenotten, der Migranten. Doch leider gilt immer auch das Gegenteil: Wir lieben die Abgrenzung, die Ruhe, die Ordnung und die Verfeinerung, die sie möglich macht.

Nur: Wir haben es nicht mit einer geschlossenen Kultur zu tun, und das außerhalb Liegende müssen wir schon deswegen zur Kenntnis nehmen, weil es ständig zu uns kommt. Es kann demokratische Mittel geben, diesen Prozeß zu beeinflussen und ein wenig zu steuern. Es gibt aber keinen demokratischen Weg, ihn zu unterbinden.

Weder wird die Dritte Welt uns heimsuchen, noch sitzt ganz Osteuropa begehrtlich auf gepackten Koffern. Aber die Migration aus den Ländern der Dritten Welt wird, aus einer Vielzahl von Gründen, eher zu- als abnehmen. Und das gleiche gilt für die - seit den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs ja niemals abgebrochene - Migration aus Ost- und Südosteuropa. Auf die Ursachen beider Migrationsbewegungen haben wir nur sehr begrenzten Einfluß. Keine Entwicklungspolitik kann auch nur entfernt hoffen, daß Desaster, das Elend und die Anomie der Dritten Welt beseitigen zu können. Und keine Transferleistungen, Einkommensverzichte und geistig-moralischen wie technologischen, politischen und kulturellen Zuwendungen können auch nur entfernt garantieren, daß der Osten Europas aus jener Zerrüttung, Selbstlähmung und Gesellschaftsfeindlichkeit herausfindet, die die sozialistischen Regime nicht geschaffen, sondern nur kongenial beerbt haben.

Für keines der Probleme, die schon lange existieren und die die neue Weltunordnung nur sichtbar gemacht hat, wird es Lösungen geben. Keines der Probleme wird in absehbarer Zukunft verschwinden. Westeuropa - überaus privilegiert und selbst ein Element in der Struktur der Probleme - wird es um den Preis der Demokratie, der zivilen Institutionen und auch der eigenen wirtschaftlichen Zukunft lernen müssen, auf die neue Weltunordnung nicht mit (ohnehin illusionärer) Abschottung, sondern flexibel und neugierig zu reagieren und dabei - im Vertrauen auf die historisch schon so oft bewiesene Anpassungskraft des Kontinents - die Grenze der Belastbarkeit eher nach oben hin offenzuhalten. Die Migration ist nur ein Teilprozeß der neuen Unordnung - noch dazu ein kleinerer, eher überschaubarer. Einer, mit dem - wie ein Blick in die Geschichte lehren kann - der Umgang vergleichsweise leicht zu lernen ist.

Es gibt keine Garantie, daß daraus etwas wird. Es gibt aber einige schlichte Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, wenn etwas daraus werden soll. Was der Bundesrepublik Deutschland im Falle der real existierenden DDR letztlich wohl nicht geschadet hat, würde ihr hier sicher schaden: die Nichtanerkennung der Realität. Denn ein Staat kann zwar verschwinden, die große neuzeitliche Bewegung der Migration aber wird kein Staat und keine Politik der Welt abschaffen können: Menschen sind nun einmal wesentlich mobiler als Staaten.

Deutschland muß anerkennen, daß es ein Einwanderungsland bleiben wird und daß das ein Tribut ist, den es - wie jedes andere hochentwickelte Industrieland auch - zu zahlen

hat. Es muß verstehen, daß es sich nur in begrenztem Maße aus der neuen Weltunordnung heraushalten kann und dann am ehesten von ihr ereilt wird, wenn es sich wie eine Festung dagegen abschotten will. Es muß sehen, daß es von der Einwanderung, die einerseits klar definierbare Probleme schafft, andererseits in vieler Hinsicht profitiert. Und es wäre gut beraten, wenn es seine grundgesetzlich verankerte Konzeption des Staatsbürgers, die eine Erbschaft des völkischen Chauvinismus aus dem 19. Jahrhundert ist, im Lichte der Tatsache überdenken würde, daß Grenzen doch fallen sollen und daß die Frage, was denn ein Staatsbürger sei, weder das Paßamt noch die Hämatologie hinreichend beantworten können.

Sollen diese Einsichten an Boden gewinnen, bedarf es eines gesellschaftlichen Konsenses. Er sollte, damit er haltbar ist, nicht viel, sondern nur wenig, dieses wenige aber als eisernen Bestand umfassen. So könnte er aussehen: Wirklichkeit geht vor Wunsch, und Populismus bleibt ausgeschlossen. Alles Weitere hätte die Gesellschaft in Streit und Auseinandersetzung zu regeln. Und dabei darf jeder sich zu Wort melden, der patentierte Ausländerfreund ebenso wie der Anhänger des Reinheitsgebots des Deutschen Blutes; der nach weiterer Zuwanderung rufende Yuppie-Ökonom ebenso wie der sozialdemokratische Kommunalpolitiker, dem die proletarische Klientel im Nacken sitzt; die vollmundige Multikulturalistin ebenso wie die fortschrittliche Mutter, die die interkulturelle Schule aus Sorge um ihre Kinder für keinen Segen hält, und nicht zuletzt der Innenpolitiker ebenso wie der, über den er befinden möchte: der Bürger mit dem immer noch "falschen" Paß.

Dieser Bürger mit dem "falschen" Paß, der längst zu dieser Republik gehört, braucht Möglichkeiten, auf einfacheren Wegen als bisher in den Besitz des "richtigen" zu kommen. Die Ausdehnung der vollen Bürgerrechte auf Zuwanderer mag wie eine generöse Geste eines Staates erscheinen, der sich zum Wohlstand noch Toleranz leistet. Tatsächlich ist sie jedoch aus anderen Gründen nötig: Ohne sie würde eine Demokratie sich selbst untergraben. Der amerikanische Philosoph Michael Walzer unterscheidet zwischen Einwanderung, die er "Erstzulassung", und Einbürgerung, die er "Zweitzulassung" nennt. Er schreibt: "Wenn der Weg zur Zweitzulassung versperrt ist, zerfällt die politische Gemeinschaft in eine Welt von Mitgliedern und Fremdlingen, in der es keine politischen Abgrenzungen zwischen beiden Gruppen gibt und in der die Fremden den Mitgliedern untertan sind. Letztere mögen untereinander gleich sein, aber es ist nicht ihre Gleichheit, die den Charakter des Staates bestimmt, in dem sie leben, sondern ihre tyrannische Herrschaft. Politische Gerechtigkeit läßt dauerhaftes Ausländertum nicht zu - ganz gleich, ob es sich um bestimmte Einzelpersonen oder um eine Klasse von wechselnden Individuen handelt. Zumindest gilt dies für eine Demokratie." Demokratische Bürger, so fährt er fort, stünden vor einer klaren Alternative: "Wollen sie neue Arbeiter ins Land holen, dann müssen sie auch bereit sein, ihre eigene Gesellschaft auszuweiten; wollen sie keine neuen Mitglieder aufnehmen, müssen sie Mittel und Wege finden, die Verrichtung gesellschaftlich notwendiger Arbeit auf andere Weise, das heißt ohne Mitwirkung von Fremden, sicherzustellen. Diese beiden Verfahrensweisen sind die einzigen Möglichkeiten, die ihnen offenstehen."

Die Bundesrepublik hat sich aus vielen Gründen dafür entschieden, nicht auf die Mitwirkung von Fremden zu verzichten. Die Wahl, die sie verweigert, hat sie - als Demokratie - schon längst nicht mehr.

Der Aufsatz ist eine Zusammenfassung zweier Kapitel des Buches: Daniel Cohn-Bendit/Thomas Schmid: Heimat Babylon - Das Wagnis der multikulturellen Demokratie. Hoffmann und Campe, Hamburg 1992, 39,- DM.

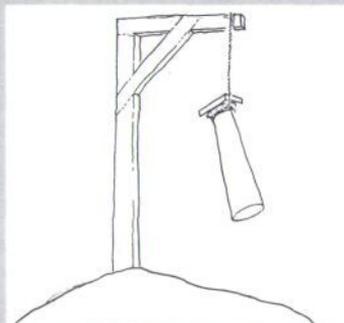
Die kleine Vision eines großen Europas

Martin Pawley

Die britische Öffentlichkeit mag nicht alles goutieren, was der Thronfolger tut, aber es gibt ein Gebiet, auf dem er das richtige Gespür beweist und eine fast grenzenlose Popularität genießt. Ähnlich wie drei Spielfilme ausreichten, um Indiana Jones zum berühmtesten Archäologen des zwanzigsten Jahrhunderts zu machen, so reichten Prince Charles einige wenige öffentliche Angriffe auf die moderne Architektur, ein Fernsehfilm, eine Ausstellung und ein Buch zum gleichen Thema, um ihm den Ruf des einflußreichsten Architekturkritikers seiner Generation zu sichern.

Der beste Beweis für die Autorität des Prinzen in Sachen Architektur ist das Echo, das er in den öffentlichen Meinungsumfragen findet. Als eine beliebte Sonntagszeitung ihre Leser nach ihrer Reaktion auf die Fernsehsendung des Prinzen mit dem Titel 'A Vision of Britain' fragte, antworteten nicht weniger als 75 Prozent der Befragten auf die Frage "Teilen Sie die Einschätzung von Prince Charles hinsichtlich der modernen Architektur?" mit einem Ja. Auf die Frage "Sollten dem Prinzen alle wichtigen Entwürfe zur Begutachtung vorgelegt werden?" gab mehr als die Hälfte der Befragten eine positive Antwort. Und bei einer anderen Zeitungsumfrage im Jahre 1990 stimmten nicht weniger als 65 Prozent der Befragten "nachhaltig" der Aussage zu: "Die Architekten sollten sich darauf konzentrieren, Gebäude zu entwerfen, die der Mehrheit der Menschen gefallen."

Unterstützung findet Prince Charles aber nicht nur beim Architektur konsumierenden Publikum. Nacheinander begrüßten drei Vorsitzende des Royal Institute of British Architects seine Interventionen, und einer wollte ihn gar an der Spitze einer Königlichen Kommission sehen, deren Aufga-



Das 'Nürnberger Tribunal' der Architektur, Skizze von Leon Krier, 1988. Aus dem Ausstellungskatalog 'A Vision of Europe'

be es sein sollte, "die Situation der britischen Architektur zu untersuchen".

Auch das Royal Town Planning Institute sicherte dem Prinzen seine "uneingeschränkte Unterstützung" zu. In den letzten acht Jahren stellten sich Vertreter so mächtiger Institutionen wie der Church of England, English Heritage, der Metropolitan Police, der Royal Fine Arts Commission, des Umweltministeriums, der Ancient Monuments Commission, des Arts Council, der Victorian Society, SAVE Britain's Heritage und der Georgian Group hinter die Äußerungen des Thronfolgers, ähnlich wie eine überraschend große Zahl prominenter Architekten, unter ihnen Christopher Alexander, Cesar Pelli, John Outram, Quinlan Terry, Ted Cullinan und Terry Farrell.

Ungeachtet dieser eher versöhnlichen Reaktion erklärte der Prinz im Jahre 1988 dem gesamten Berufsstand des Architekten den totalen Krieg, als er anlässlich seines ätzenden Angriffs auf die AA, die berühmte Londoner Architekturschule, meinte, sie werde von "wahnsinnigen Professoren" geleitet und ihre Entwürfe seien "Frankensteinsche Monstrositäten".

Im folgenden Jahr brüskierte er die 36 Architekturschulen der AA, indem er in Oxford und in der Toskana seine eigenen Ferienkurse und Sommerseminare veranstaltete. Der vernichtendste Schlag jedoch kam im Februar 1992. In einer äußerst publicitywirksamen Aktion gab er vor dem barocken Hintergrund des Königlichen Palastes von Saint James die Gründung eines neuen "Prince of Wales Institute of Architecture" bekannt - als Konkurrenz zu dem 155 Jahre alten Royal Institute of British Architects, dessen Schirmherrin - und das entbehrt nicht einer gewissen Ironie - die englische Königin selbst ist, die Mutter von Prince Charles.

Weniger als ein Jahr nach der Gründung steht das neue Institut des Prinzen weitaus besser da als sein traditionsreicher Rivale. Es verfügt über ein prächtiges georgianisches Gebäude im Regent's Park, in dem jetzt die 37. Architekturschule Englands ihr Domizil hat. Hier werden inzwischen Studenten aus aller Welt ausgebildet. Im kommenden Frühjahr wird eine eigene Hochglanz-Monatszeitschrift mit dem anmaßenden Titel 'The Architecture Magazine' veröffentlicht werden - in Abgrenzung zum todgeweihten 'RIBA Journal', dessen Mitarbeiter nach dem gerade erfolgten Verkauf an eine französische Verlagsgruppe auf die Straße gesetzt wurden. Nur acht Jahre, nachdem die RIBA das Interesse des Prinzen an der Architektur "begrüßte", hat sie nach Meinung von Leon Krier, dem in keiner Form zugelassenen oder organisierten Architekten und Stadtplaner des künftigen Königs Charles III, "jegliche Glaubwürdigkeit verloren, die sie je besessen haben mag, und sich als ideologisch und finanziell bankrotte Institution erwiesen".

Das hat unter anderem dazu geführt, daß Architekten, deren Arbeiten vom Prinzen kritisiert wurden, gerade erteilte Aufträge wieder entzogen wurden oder sie ihren Arbeitsplatz zugunsten von königlich genehmigten Nachfolgern verloren. Die Architekten eines Supermarktes für das vom Prinzen vorgeschlagene "Modelldorf" von Poundbury in Dorset legten ihm in weiser Voraussicht ihre Entwürfe vor, damit er sie um ein paar traditionelle Elemente bereichern konnte. Andere Architekten, deren Bauten vom Prinzen kritisiert wurden, mußten zusehen, wie Flachdächer durch Satteldächer ersetzt, Gebäude in neuen Farben gestrichen oder hinter Erdwällen und Baumgruppen versteckt wurden, wenn sie nicht ohnehin zum alsbaldigen Abriß verdammt waren, um Neubauten Platz zu machen. Nur die berühmtesten britischen Architekten, die im Ausland bauen, können diese inoffizielle Zensur ertragen, ohne auf die Knie zu fallen und um Vergebung zu bitten.

Diese Säuberungen hatten unter anderem zur Folge, daß die Stilvielfalt, die die Hegemonie der Moderne in den siebziger Jahren ablöste, der offiziellen Ausrichtung britischer Planer und Beratergremien an der Vorliebe des Prinzen für den "traditionsbewußten Städtebau" Platz gemacht hat, dessen Lob dieser in seiner Ausstellung 'Vision of Britain' in Gestalt von "Zehn Grundregeln" in Versform gebracht hat. Die folgenden vier Beispiele sind typisch für die Art von Denken, das der Prinz seinen Anhängern nahelegt:

"Wenn Bauten neben'ander steh'n,
dann soll man Harmonie nur seh'n."
("Sing mit dem Chor und nicht gegen ihn...")

"Freiheit, Ruh' und Sicherheit
Im Schutz von Mauern nur gedeiht."
(Schafft uns einen sicheren Ort, wo die Kinder spielen können,
und laßt den Wind anderswo spielen.)

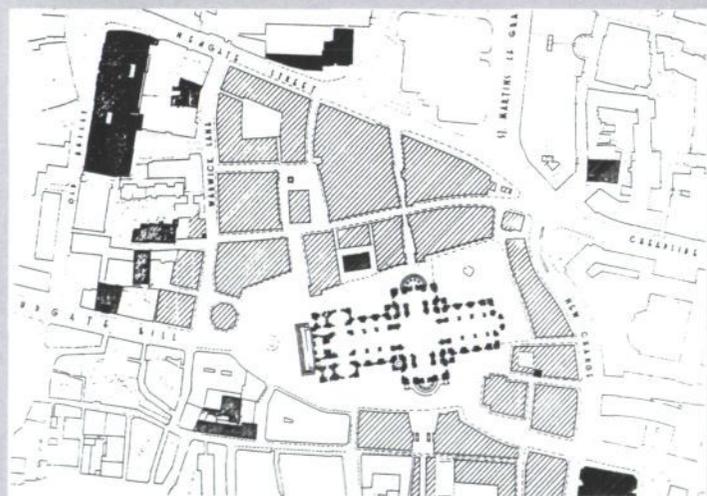
"Katze, Hund und wilder Stier
sei'n des Hauses Schmuck und Zier."
("Eine bloße Umrißlinie genügt nicht; wir wollen Details.")

"Der Anblick bleibe uns erspart
von Natriumlicht und Neon-Art."
("Keine häßlichen Schilder an öffentlichen Plätzen.")

Mit Hilfe des sogenannten 'Runden Tisches', einer Vereinigung von beratenden Institutionen, zu denen die Royal Fine Arts Commission, der Arts Council, English Heritage, die Architecture Foundation, die RIBA und die Royal Academy of Arts gehören, wird die 'Vision of Britain', die sich hinter diesen albernen Maximen verbirgt, an lokale Verwaltungen weitergegeben und sogar in Kindergärten und Grundschulen gelehrt. Welches Schicksal in Zukunft alle jene Entwerfer erwartet, die damit nicht konform gehen, läßt sich unschwer an den Formulierungen erkennen, in die der Prinz seine Architekturkritik kleidet. Sie ist auf so brutale Weise philisterhaft und spießig, daß die alte Vorstellung, das Entwerfen von Gebäuden sei ein Fachgebiet, das nur von ausgebildeten Spezialisten vermittelt und gewürdigt werden könne, ohne Umstände beiseite gewischt wird. Jedes Architekturprojekt, ob groß oder klein, ist jetzt Sache der Öffentlichkeit und kann ohne weiteres abqualifiziert werden als "Furunkel", als "Glasstumpen", als "viktorianisches Gefängnis", als "Atomkraftwerk", als "verhärteter Raketensilo", als "kaputtes Radio aus den dreißiger Jahren", als "heruntergekommener Waschsalon", als "versteinerter Elefantemist" und ähnliches.

Leon Krier

Die in ideologischer Hinsicht bedeutsamste Persönlichkeit in Prince Charles' Koterie begeisterter Neoklassizismus-Anhänger ist zweifellos Leon Krier. Er wurde 1946 als Sohn eines Kirchenschneiders in Luxemburg geboren und schrieb sich im Jahre 1968, dem großen Jahr der Studentenbewegung, an der Technischen Universität Stuttgart als Architekturstudent ein, wo er allerdings die Moderne ablehnte und auch nicht an der studentischen Protestbewegung teilnahm. Schon nach einem Jahr gab er sein Studium auf und trat in das Büro von James Stirling ein, einem großen Architekten, dessen Arbeiten schon damals irgendwo zwischen Moderne und Postmoderne angesiedelt waren und der am Ende seines Lebens von der Queen mit einem Adelstitel geehrt wurde, obwohl er darauf beharrte, die Aktivitäten ihres Sohnes auf dem Gebiet der Architektur seien mit denen Hitlers vergleichbar.



Es war genau das Problem der Begeisterung Hitlers für den Klassizismus, das Krier berühmt machen sollte. Anders als die meisten akademischen Gegner der Moderne, die die Nazi-Architektur dadurch bewältigten, daß sie die Arbeiten von Tessenow, Troost, Sagebiel und Speer einfach als schlecht oder inkompetent bezeichneten, machte Krier aus seiner Bewunderung für sie keinen Hehl. Er beklagte öffentlich die Zerstörung von Speers Reichskanzlei in Berlin und pries den amerikanischen Oberst, der den Abriß von Troosts Haus der Deut-

schen Kunst in München verhindert hatte. Im Jahre 1980 entwarf er in einem aufhetzenden Beitrag in der "Welt" sogar das Szenario einer "alternative Nachkriegsgeschichte", in dem man die überlebenden klassizistischen Bauten der Nazis zu "Symbolen reduziert" mit dem "wiederauflebenden Geist der deutschen Demokratie verknüpfen" und statt des Marshall-Plans den Morgenthau-Plan für die Agrarisierung Deutschlands hätte verwirklichen können. Entsprechend war er der Auffassung, daß man statt Albert Speer lieber "wirkliche Kriegsverbrecher" wie Wernher von Braun, Ferdinand Porsche und Willi Messerschmitt zu zwanzig Jahren Haft in Spandau hätte verurteilen sollen. Kriers Artikel wurde von vielen ausländischen Medien übersetzt und nachgedruckt. Auch sein 1983 erschienenes einschlägiges Buch über die Architektur von Albert Speer machte noch einmal seine Bewunderung für Hitlers Rüstungsminister deutlich.

Krier lebte 18 Jahre lang in London, ehe er nach Frankreich zog, und unterhält hier bis heute einen zweiten Wohnsitz. Er hat einen Lehrauftrag an der Architekturschule der AA, wo er sich durch eine Reihe von quixotischen Äußerungen profilierte. So stellte er nicht nur die Bedeutung der Erkenntnisse Charles Darwins in Frage, sondern weigerte sich auch, die Pornographie zu kritisieren (weil "ihr Thema das Schöne" sei), und meinte, "Auschwitz, Birkenau und Milton Keynes seien Kinder ein und derselben Eltern" und die Mo-



'Rekonstruktion' von Paternoster Square. Entwurf von J. Simpson, T. Farrell und H. Beeby, 1992

derne wäre eigentlich, wenn nicht Hitler eine so abartige Vorliebe gehabt hätte, "der ideale Stil" für die nationalsozialistische Architektur gewesen. Weiterhin verkündete er, die Entwürfe der Moderne seien überflüssig gewesen, weil die Entwicklung aller wichtigen Gebäudetypologien bereits vor 200 Jahren abgeschlossen gewesen sei; ohnehin sei "die Industrialisierung der Moderne nur ein vorübergehendes Zwischenstadium zwischen handwerklichen Kulturen".

Auf dieser Grundlage entwickelte Krier seine eigenen städtebaulichen Prinzipien. Sein Modell ist die Anlage von städtischen Strukturen in Form von autonomen "Dörfern" in kleinem Maßstab, mit niedriger Bebauung und eigenen öffentlichen Gebäuden, alle im "traditionellen" Stil und weitgehend verkehrsberuhigt - ein Ansatz, der unverwechselbare Ähnlichkeit mit den dezentralisierten "völkischen" Wohnsiedlungen besitzt, wie sie die Nazis bauten. Trotz dieser Parallelen wehrt sich Krier dagegen, seine Entwürfe seien politisch reaktionär: "Es gibt keine autoritäre oder demokratische Architektur", beharrt er. "Architektur an sich ist nicht politisch, sie kann nur zu einem Instrument der Politik werden."

Die entscheidende Begegnung zwischen Krier und Prince Charles fand statt, nachdem der Prinz eine im Jahre 1988 vom Londoner Spitalfields Trust veranstalteten Ausstellung besucht hatte. Diesem Trust, einer fanatisch konservativen Bürgervereinigung, die durch die Drohung einer kommerziellen Sanierung ihres aus dem frühen 18. Jahrhundert stammenden Stadtviertels alarmiert wurde, gehörten auch mehrere

einflußreiche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und der Medien an, die heute eng mit dem Prinzen assoziiert sind. Finanziell unterstützt von Stuart Lipton, dem Developer des nahegelegenen Broadgate, der die Chance witterte, auf diese Weise schnell zu einer Planungsgenehmigung zu kommen, gab der Trust Krier den Auftrag, einen "alternativen" Planungsentwurf zu entwickeln. Dieses Projekt mit seinen kindlichen Zeichnungen von viergeschossigen klassizistischen Gebäuden entlang einer restaurierten mittelalterlichen Straßenführung und seinen von Hand, nicht etwa mit der Schreibmaschine geschriebenen, geschweige denn gedruckten Erläuterungen erregte die Aufmerksamkeit des Prinzen. Innerhalb weniger Wochen wurde Krier zum Entwurfsplaner für das vom Prinzen selbst in Angriff genommene Projekt einer Stadterweiterung von Dorchester ernannt, durch die diese niedliche Kleinstadt in Dorset eines Tages um etwa 80 Prozent vergrößert werden soll. Beide Projekte liegen derzeit wegen fehlenden Kapitals auf Eis.

Zuerst England, dann ganz Europa

All das ist in den letzten acht Jahren über Großbritannien hereingebrochen, inzwischen aber droht es auf ganz Europa überzugreifen. Im vergangenen September eröffnete Prince Charles in einer leerstehenden Kirche in Bologna die Ausstellung 'A Vision of Europe', eine erweiterte Tournee-Version der ursprünglich unter dem Titel 'Vision of Britain' veranstalteten Propaganda-Show.

Gleichzeitig mit der Eröffnung der Ausstellung fand in Bologna eine Konferenz statt, an der die meisten der führenden Köpfe aus der Entourage des Prinzen teilnahmen. Leon Krier, der Planer von Poundbury, Demetri Prophyrios, ebenfalls an den Entwürfen beteiligt, Robert Adam, Architekt einer klassizistischen Computerfabrik, Julian Bicknell, Architekt einer Kopie von Palladios Villa Rotunda mit einer regenabweisenden Steinhaut, die mit Edelstahlbolzen befestigt sind, Jeremy Dixon, der sich Hoffnung macht, einen seiner zahllosen Entwürfe für das Royal Opera House Covent Garden verwirklicht zu sehen, und David Watkin, ein fanatischer Moderne-Gegner und Professor in Cambridge, der mit lauter Stimme Gott dafür dankt, daß das zwanzigste Jahrhundert sich endlich seinem Ende zuneigt. Zu diesen Fanatikern gesellten sich die neuen europäischen Gefolgsleute des Prinzen, Adolfo Natalini, der in Groningen eine neues Modell von "traditionellem Städtebau" entworfen hat, Paolo Portoghesi, der den traditionellen Städtebau als "Architektur eines neuen Jahrtausends" pries und noch einmal vor dem "Sirenengesang der 80 Jahre alten Meerjungfrau der Moderne" warnte, und Maurice Culot, der auf die Renaissance verwies, wo seiner Meinung nach "die besten Dinge gemacht und die besten Dinge gesagt wurden".

Über die rund einhundert Exponate selbst braucht man kaum ein Wort zu verlieren, außer daß sie, angefangen von dem wiederbelebten Leichnam des Port Grimaud von François Spierry über den Bebauungsplan von Hillmer & Sattler für den Potsdamer Platz bis hin zu den Lieblingsprojekten von Prince Charles, Poundbury und Paternoster in London, genau jene Art von homogenisierter Konformität verkörpern, die jegliche Kreativität in der Architektur von vornherein ausschließt.

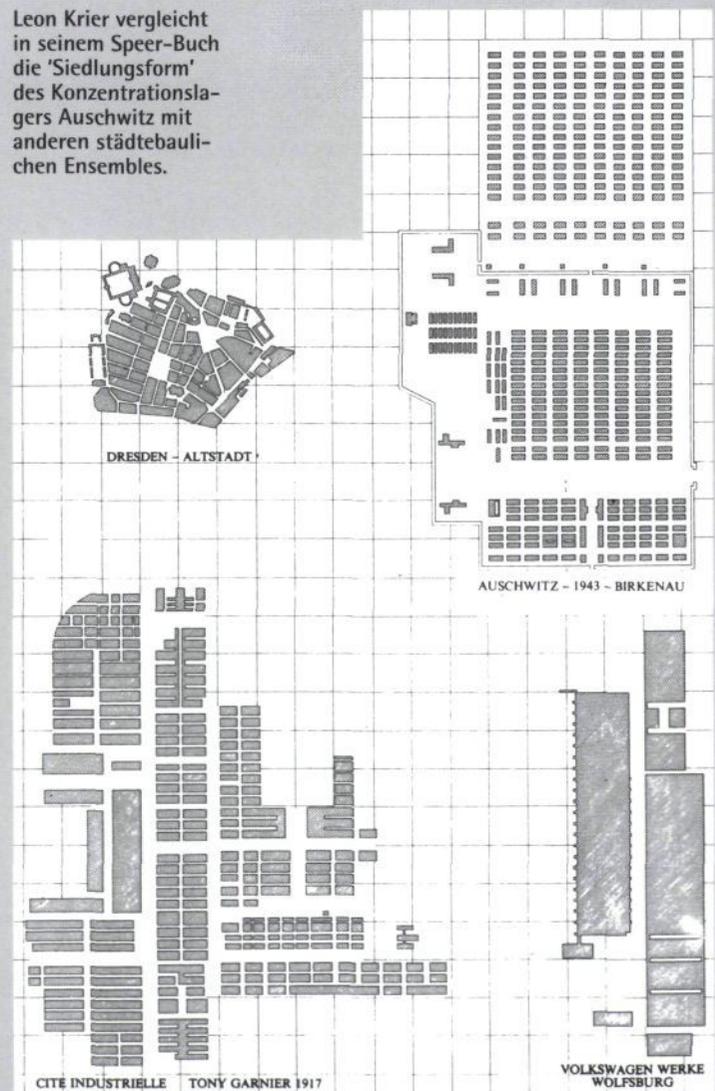
Für einen Anhänger der Moderne ist es leicht, sich über die erschreckende Kleingeistigkeit dieses albernen Kreuzzuges

lustig zu machen mit seinen Prinzen und Höflingen, seinen "Visionen" und "Zehn Geboten" und seiner permanenten Mißachtung jener Veränderungsprozesse, die in allen Perioden der realen Geschichte zum Ausdruck kommen. Aber wenn jemand in so kurzer Zeit eine so nachhaltige Wirkung auf die Geschmacksbildung ausüben kann, dann muß er beim Publikum ein zutiefst verankertes Vorurteil ansprechen. Der erstaunliche Erfolg des Prinzen auf dem Gebiet der Architekturkritik muß also als Indiz dafür gesehen werden, wie dünn der Schleier der Autorität war, über die die Profession vor seinen Angriffen verfügte. Noch vor einem Jahrzehnt waren die Architekten daran gewöhnt, ihre eigenen Motive und Leistungen selbst zu beurteilen - heute haben sie diesen Status zumindest in England unwiederbringlich verloren. Und wenn das in einem Land so leicht geschehen konnte, warum sollte das gleiche nicht auch anderswo geschehen können?

Übersetzung aus dem Englischen: Hans Harbort

Zur Ausstellung erschien ein Katalog: Gabriele Tagliaventi, Liam O'Connor (Hrsg.): A Vision of Europe, Alinea Editrice Florenz 1992, 304 S., 60.000 Lire. Eine ausführliche Kritik an Leon Kriers Albert-Speer-Buch erschien in Bauwelt-Heft 28/29-1987.

Leon Krier vergleicht in seinem Speer-Buch die 'Siedlungsform' des Konzentrationslagers Auschwitz mit anderen städtebaulichen Ensembles.



Politische Verstrickungen

Jürgen Pahl

Muß die Architekturgeschichte der Moderne wirklich neu geschrieben werden? Eine Ausstellung am Frankfurter Schau-mainkai: Das Deutsche Architektur-Museum zeigt unter dem Titel einer geplanten Trilogie "Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 1950" den ersten Teil "Reform und Tradition" und will damit irritieren, schockieren - und den erzielten Schock flugs dazu nutzen, "die Geschichte der deutschen Architektur des 20. Jahrhunderts neu zu schreiben", dabei die auf die Avantgarde fixierte "Blickverengung" weiten und der Moderne auch Architekturen und Architekten "ohne Moralismus" zuordnen. Potztausend. Auf was für innovative Pfade begibt sich unsere Architekturhistoriographie! Was ebenso erstaunlich ist: Die Phalanx der renommiertesten deutschen Architekturkritiker springt unbesehen auf den aus Frankfurt abgefahrenden Zug auf. Sowohl Peter Rumpf (Bauwelt) als auch Manfred Sack (Die Zeit) und Werner Strodthoff (Kölner Stadtanzeiger), wahrscheinlich noch einige mehr, stimmen mit Lampugnani darin überein, daß es bisher eine "Blickverkürzung" war, die theoretischen und die praktizierten Architekturbekanntnisse einer "traditionalistisch moderaten Avantgarde" (welcher Widerspruch in sich!) außerhalb der Moderne zu verorten. Mit Kritik halten sich die Rezensenten zurück: Peter Rumpf apostrophiert die Ausstellung als ein "Unterfangen, die Architekturhistoriographie dieses Jahrhunderts aus den stereotypen Klischees zu befreien und sie um verdrängte und tabuisierte Richtungen zu erweitern, um der Wahrheit willen..." (Bauwelt 33/1992, S. 1835). Er hält es für notwendig, "...politisch-moralische Brillen abzulegen", räumt aber ein: "Das Terrain, auf das sich Lampugnani begeben hat, ist vermint."

Nach Werner Strodthoff war "... der Entstehungsprozeß der Moderne viel komplexer, als es prima vista scheinen mag: Konservative und Progressive gingen entwicklungsgeschichtlich aus ein und demselben Stamm hervor" (Kölner Stadtanzeiger Nr. 195 vom 22./23. August 1992). Wenn man unterstellt, daß mit "ein und demselben Stamm" der vorausgegangene Eklektizismus gemeint sei, dann ist nichts dagegen einzuwenden - aber bedeutet das etwa schon, daß beide, Konservative und Progressive, unter einem begrifflichen Dach zusammengehören?!

Manfred Sack trifft vor seiner eigentlichen Überschrift die Feststellung: "Das Architekturmuseum macht eine Entdeckung", um gegen Schluß, fast verschämt, zu bemerken: "Es ist wohl nicht unrühmlich, wenn man diesen zugleich verblüffenden Blick auf die andere, die bescheidene, stille Moderne auch etwas verwirrt verläßt." (Die Zeit Nr. 35, 21. August 1992). Von ernsthaften Bedenken dagegen, daß mit der Intention der Ausstellung bisher klare Abgrenzungen vorsätzlich verwischt werden, ist nichts zu finden.

Ich halte es für dringend geboten, die Zielsetzung der Ausstellung grundsätzlich in Frage zu stellen. Es wäre gegen sie inhaltlich nichts einzuwenden, wenn man alles, was darin vorkommt, als eine Alternative zur Moderne gezeigt hätte, aber nicht, daß dieses alles ab sofort "um der Wahrheit willen" (Rumpf a.a.O.) der Moderne einzuverleiben sei.

Was zur Moderne zu zählen ist, darüber ist schon viel diskutiert worden. Wichtig scheint mir, daß der Diskurs begriffsinhaltlich geführt wird und nicht zeitbezogen. Ob die Moderne im Jahre "x" oder im Jahre "y" begonnen hat, ist unerheblich und nicht genau definierbar. Was aber inhaltlich zur Moderne gehört oder nicht, weil es den erklärten Zielsetzungen ihrer Protagonisten folgt und weil es den aus theoretischen und realen Manifestation mittlerweile weitgehend objektiv abgeleiteten begrifflichen Inhalten entspricht, das war und ist zu klären. Solche Klarheit läßt sich nicht aus dem

Verwischen der Grenzen gewinnen, sondern ausschließlich aus der Bemühung um deren möglichst präzise Definition und Darstellung.

Kann etwas zur Moderne gehören, nur weil es "einfach" ist? Dann müßten das deutsche Biedermeier und das französische Empire beispielsweise der Moderne sehr nahe sein, dann könnten Goethes Weimarer Gartenhaus (das ja von den Konservativen der zwanziger und dreißiger Jahre gern als Vorbild reklamiert wurde) und das Dessauer "Luisium" ohne weiteres der Moderne zugerechnet werden. Reicht es aus, zur Definition der Moderne Friedrich Ostendorf (1871-1915) zu zitieren, wie Peter Rumpf das tut (a.a.O.): "Entwerfen heißt, die einfachste Erscheinungsform zu finden"? Und läßt sich die Einvernahme der Konservativen Paul Schultze-Naumburg, Paul Bonatz, Paul Schmitthenner, Wilhelm Kreis und anderer dem "Deutschen Bund Heimatschutz" mehr oder weniger verpflichteter Architekten in die Moderne wirklich rechtfertigen mit der ebenso schlichten wie angreifbaren Reduktion Manfred Sacks "... Doch nun, dem Traditions muff entwunden und dem nüchternen Auge präsentiert, sieht man ihre Entwürfe gelassener, vorurteilsfrei, und bemerkt, was radikale Einfachheit auch unter dem Spitzdach zustande gebracht hat...?"

Und ist es richtig, daß, wie von Werner Strodthoff aus den Ausstellungstexten zitiert wird (a.a.O.), die konservativen Richtungen "ohne Moralismus" auftraten? Die teilweise hypertrophen moralistischen Ansprüche der in den Ausstellungstexten als 'Avantgarde' bezeichneten Modernen kennen wir, sie sind unbestritten. Aber kennen die Ausstellungsmacher und ihre Herolde nicht die gegenläufig mindestens ebenso moralistischen Pamphlete der Konservativen wie Schultze-Naumburg, Schmitthenner, Bestelmeyer, Buschmann und des bis zur Unflätigkeit eifernden Schweizers Alexander von Senger?

Was die Moderne kennzeichnet und über die Absage an den Eklektizismus und das Streben nach Einfachheit hinaus von den Konservativen trennt, was diese denn auch mit teilweise sehr fragwürdigen Mitteln erbittert bekämpft haben, sind so wesentliche Charakteristika wie das neue, den dreidimensionalen Regeln entwachsene Raumgefühl und dessen Ausdruck in der Aufhebung des Gegensatzes von 'Innen' und 'Außen', die Kontinuität von Innenraum und Außenraum, die Darstellung von Konstruktion und Funktion als Thema des architektonischen Ausdrucks, die Durchdringung geometrischer Kuben anstelle der immer noch von Vitruv abhängigen Fassadenproportionalität, die Aufhebung des Prinzips von Last und Stütze als maßgebliches Thema der Architektur, die Überwindung der flächenorientierten Fassadenarchitektur durch strukturelle Konzeptionen, schließlich die Idee vom Haus als "organhaftem Gebilde", als dritter Haut des Menschen" (Hugo Häring). Verbietet diese Fülle wesentlicher Unterscheidungsmerkmale zwischen den wahren Protagonisten der Moderne und ihren konservativen Gegenspielern schon zur Genüge die Verwischung der Konturen, die Zusammenführung unter dem Begriff "Moderne", so wird dieses Unterfangen noch unverständlicher, wo die politischen Standorte und Selbstzuordnungen der Konservativen verharmlosend beiläufig erwähnt werden. Lediglich Manfred Sack findet immerhin zu der Anmerkung: "... die politischen Verstrickungen werden nirgendwo aufgeknüpft - obwohl man sie an vielen Stellen ahnt."

Falsch! - Man ahnt sie nicht, man kennt sie, es sei denn, man verdrängt sie. Die Amerikanerin Barbara Miller Lane hat in ihrer sehr sorgfältig recherchierten und belegten Arbeit

„Architektur und Politik in Deutschland 1918 - 1945“ (Braunschweig, 1986) nachgewiesen, daß jene konservativen deutschen Architekten nicht etwa „den Verführungen der Nazis erlagen“, wie Manfred Sack das hinstellt (a.a.O.), daß sie nicht „später in deutschümelnde Nähe zu den Nazis gerieten“, wie Werner Strothoff das verharmlosend verwechselte (a.a.O.). Auch Peter Rumpf verkennt die tatsächlichen Zusammenhänge, wenn er im Klammersatz ganz beiläufig bemerkt (a.a.O.): „(wie leicht es die Nazis hatten, einige von ihnen vor ihren Karren zu spannen, ist bekannt, aber noch kein Beweis für ihr Irren...)“.

Tatsache ist, daß nicht nur Journalisten, sondern vor allem konservative Architekten die Moderne erbittert bekämpften. So der Weimarer Walter Buschmann, der schon 1922, drei Jahre nach der Gründung des Bauhauses, dessen Lehre und Praxis als ein „Zurückgehen der Kunst auf die primitiven Zustände untergeordneter Rassen“ denunzierte und damit den zweifelhaften Ruhm an sich heftete, als erster rassistische Parolen gegen die neue Bewegung eingesetzt zu haben. Aber damit nicht genug: „Diese Kunstrichtung könnte auch niemals aufkommen, wenn wir nicht in einer Zeitepoche der Entartung leben würden“ (Miller Lane a.a.O., S. 84). Damit antizipiert einer der konservativen Architekten das Schlagwort, mit dem die Nazis nach ihrer Machtergreifung die Schändung der deutschen Kultur einleiten sollten. Immer noch fünf Jahre vor dem Beginn der Naziherrschaft, im Jahre 1928, veröffentlicht der schon vor dem Ersten Weltkrieg renommierte konservative Architekt Paul Schultze-Naumburg, der in der Ausstellung eine wesentliche Rolle spielt, in München eine Abhandlung unter dem Titel „Kunst und Rasse“. Darin versucht er nachzuweisen, daß der von ihm und manchen anderen beklagte „kulturelle Niedergang“ in Deutschland biologisch-rassistisch (!) begründet sei. Er spricht von „Halb- und Viertelmenschen“ (!) und macht das Wunschbild der Moderne verantwortlich für „die Gebrechen des deutschen Volkes“ (Miller Lane a. a. O., S. 134).

Haben die Frankfurter Ausstellungsmacher diese Sachverhalte übersehen oder wollten sie diese nicht sehen - und warum gehen die Rezensenten so verharmlosend darüber hinweg? Grenzt es nicht an Geschichtsklitterung, wenn man das so darstellt, als ob ein Schultze-Naumburg und andere „den Verführungen der Nazis erlangen“ (Manfred Sack)? Eben dieser Schultze-Naumburg gründete im Jahre 1932, also immer noch vor der Machtübernahme durch Hitler, gemeinsam mit German Bestelmeyer, Paul Schmitthenner und anderen Gleichgesinnten den „Kampfbund Deutscher Architekten und Ingenieure (KDAI)“ als Gegenkraft zur Architekturbewegung der Moderne, in dessen Veranstaltungen unter anderem der spätere NS-„Reichsleiter“ Alfred Rosenberg gemeinsam mit den daran interessierten Architekten gegen die Moderne zu Felde zog. Zu Recht stellt Miller Lane fest: „Ihre politische Einstellung zur Architektur bezogen die Nazis aus der Weimarer Republik.“

Auch Wilhelm Kreis gehört zu denen, die in der Ausstellung mit Fanfarenstößen der Entdecker-Sensation für die Moderne vereinnahmt werden. Dieser Wilhelm Kreis entwarf während der Nazi-Zeit im Rahmen der „Reichshauptstadt“-Planung Albert Speers (sen.) in mehreren Varianten die bombastisch-monumentale „Soldatenhalle“ und die benachbarte Baugruppe für das Oberkommando des Heeres. Aus dem Jahre 1943 datiert sein im vollen Nazi-Weltherrschafts-Pathos entwickeltes Projekt eines Ehrenmals für die Deutsche Wehrmacht in der Sowjetunion. Kann man das abtun mit dem Hinweis darauf, daß „... einige, darunter Paul Schmitthenner oder Wilhelm Kreis, später in deutschümelnde Nähe zu den Nazis gerieten“ (Werner Strothoff)?

Gegenüber solchen politisch-historischen Mißgriffen mutet es dann harmlos an, daß in der Ausstellung die Gartenstadt

Staaken von Paul Schmitthenner (1917) mit ihren Rückgriffen auf die deutsche Gotik als „Prototyp der modernen deutschen Siedlung“ hochgejubelt wird, worauf Manfred Sack immerhin zaghaft kritisch hinweist.

Nein, diese Ausstellung klärt nichts, sie führt nicht weiter, sie wirft zurück. Und Schlimmeres läßt sich noch erahnen, wenn als dritter Teil der geplanten Trilogie unter dem Obertitel „Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 1950“ eine weitere Ausstellung folgen soll mit dem Einzelthema „Macht und Monument“ - auch das also subsumiert unter „Moderne Architektur“? Was soll das erhellen, wem soll das nützen?

Lampugnani hat erwartet, daß die Ausstellung „vielleicht sogar Protest wecken ...“ werde. Hier ist er. „Wir sind uns darüber im klaren, daß es keine objektive Geschichte gibt...“, heißt es im Katalog. Wohl wahr - aber das ist kein Freibrief für Geschichtsklitterung.

Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen:

V.M. Lampugnani, R. Schneider (Hrsg.):
Reform und Tradition. Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 1950, Hatje
Stuttgart 1992, 128,- DM



Was die Ausstellung verschweigt: Schultze-Naumburg war ein geistiger Wegbereiter des Nationalsozialismus. In seinem Buch 'Kunst und Rasse' von 1928 denunziert er die Moderne Kunst als der nordischen Rasse entartet (Abb. aus dem genannten Buch).



Zu ARCH⁺ 112

Während ich in einem "Perimeter Center" außerhalb Washingtons verweile, lese ich über mein suburbanen Dasein in der "Neuen Amerikanischen Landschaft" in ARCH⁺ 112: "Die Entstehung des "Perimeter Center" ist die bedeutendste städtebauliche Neuerung dieses Jahrhunderts." (S. 28) Wer hätte das gedacht... Verbale Superlative ist man aus der Werbung hier gewohnt. So nehme ich diese Feststellung der in Philadelphia arbeitenden Architekten Stephen Kieran und James Timberlake als Beispiel eines harmlosen Amerika-Zentrismus, der erst im internationalen Kontext befremdlich wirkt.

Analyse und Propaganda

Die Autoren erklären (S. 32), sie könnten "diese offenkundig fremde Kultur" der peripheren Zentren wie Anthropologen verstehen und interpretieren. Das gelingt nur ansatzweise, schon deswegen, weil diese Kultur den Autoren so fremd nicht ist. Der nüchtern-distanzierte Blick des Ethnologen (was ja selbst eine Idealisierung ist) dient hier aber offenkundig dazu, den Verzicht auf eine kritische Bewertung zu legitimieren. Umgekehrt folgt man jedoch einer verbreiteten Tendenz der "Architektur-Ethnologen", das "vernakuläre" Fundstück aus einer fremden Welt a priori als gut, schön und richtig darzustellen: "...so hat das neue System der Hochgeschwindigkeitsautobahnen den "Strip" noch weiter aufgelöst und in eine nicht mehr räumliche, aber dennoch geordnete schöne, neue Welt verwandelt" und "(wir) stellen... die Behauptung auf, daß diese Schaltkreise (aus Asphalt und Beton, die die Landschaft bedecken)... als eine durchaus funktionale und sogar erstrebenswerte vernakuläre Form betrachtet werden können" (S. 34).

Im Gegensatz zu den geschichtskritischen Beiträgen von Frampton, Tzonis/Lefaivre, Rowe (alle im selben Heft) sowie Fishman (ARCH⁺ 109/110), deren fundierte Analysen zum selben Thema Raum lassen für Fortschrittshoffnungen und alternative Ansätze, scheinen Kieran/Timberlake wie so viele dem Reiz des "Fremden" zu verfallen, das sie im Alltag entdecken. Nach einem aus der Ethnographie bekannten Muster wird der beobachtete Status quo durch Rückassoziation auf historische Idealbilder (das Pionierleben in pastoralen Landschaft) romantisiert oder heroisiert ("Life of the New Frontier") und anschließend als Modell für die weitere Entwicklung übernommen, zwischen den Zeilen sogar propagiert.¹⁾ Die Wertvorstellungen, die diesem erstrebenswerten Zustand zugrunde liegen, werden verschwiegen, ebenso die erkennbaren Mängel. Auf einige soll hier jedoch hingewiesen werden, und es sei gestattet, daß dabei der kritische Blick dominiert.

Das Auto als Raumersatz

"Der charakteristische Raum dieser neuen Stadt ist der Innenraum des Autos...", das "kollektive Zentrum", der "Ankunfts-ort" im Perimeter Center ist der Autobahnknotenpunkt (S. 34). "Unsere öffentlichen Räume sind unsere Autobahnen, Straßen, Parkplätze..." (Schwartz, S. 43). Man hat das oft gehört, aber was will es sagen? Hier soll auf den tiefgreifenden Unterschied zwischen alter und neuer Stadtkonzeption hingewiesen werden, aber bereits die sprachlichen Mittel scheinen inkompatibel. So werden Begriffe verunklärt und entwertet, denn die genannten Beispiele stellen weder "Orte" noch "Räume" dar. Ähnlich wie etwa unsere "öffentlichen" Bedürfnisanstalten schaffen sie im städtebaulichen Sinne, um den es hier geht, gerade keine Öffentlichkeit, sondern nur öffentliche Additionen von Privatsphären. Anstatt dem Wunschdenken zu folgen, die Autobahn könne den Boulevard ersetzen, sollte man sich eingestehen, daß vielerorts die

öffentlichen Räume verschwunden sind, zerstört wurden, abgelöst durch nicht-räumliche öffentliche Medien. Daß dieser Ersatz kein vollwertiger ist, zeigt der anhaltende Trend, die preisgegebenen Orte kollektiver städtischer Praxis zurückzugewinnen. Die in Amerika zu beobachtende intensive Suche nach gestaltbildenden urbanen Elementen, die Öffentlichkeit aufnehmen und schaffen können, endet heute meist in den semiöffentlichen, zunehmend funktional durchmischten Malls. Selbst wo diese nur als nostalgische Reminiszenzen an frühere Stadträume auftreten, bieten sie doch immerhin ihre illusionären Bilder in praktisch genutzten, d. h. wirklichen räumlichen Szenarien dar.

Das Auto als Axiom

Im Perimeter Center ist das Automobil endgültig zum konstitutiven Formkriterium der Stadt (gemacht) geworden. Nicht nur die Entfernungen, vor allem die Erschließungsstrukturen lassen jede andere Form von Mobilität ausscheiden. Das kann in sich konsequent sein und insofern, z. B. auf einer rein formalästhetischen Ebene, auch überzeugend. Andererseits, wenn man von städtebaulichen Modellen spricht: Kann eine derart problematische Abhängigkeit von einem einzigen Verkehrsmittel heute noch kritiklos akzeptiert, ja als erstrebenswert für eine plural verfaßte Gesellschaft dargestellt werden? Wird hier nicht eine zentralistische Vorstellung, ein Technikbild des 19. Jahrhunderts tradiert, die Große Maschine, wie Jules Verne oder H.G. Wells sie beschrieben haben, die zum Stillstand kommt, wenn ein einziges "Rädchen" ausfällt (z. B. heute das Erdöl)?

Natürlich hat das Land sich vor langer Zeit für das Automobil entschieden und diese Tatsache auch ideologisch in seiner Kultur verankert.²⁾ Dennoch: mit ihrer affirmativen Erhebung des Faktischen zu einem erstrebenswerten Planungsziel präsentieren Kieran/Timberlake eine allzu naive und zugleich resignative Sicht des Problems Automobil, das in Wirklichkeit ja auch in Amerika kontrovers diskutiert wird. Gibt es doch kein anderes technisches Gerät des Alltags, dessen negative und zunehmend irrationale Seiten so offensichtlich und spürbar geworden sind. Unter der Überschrift "Let the Polluters Pay" lese ich beispielsweise in der "Washington Post":

"Low gas prices have caused very damaging land-use patterns in the United States, are making the worsening of sprawl inevitable in the future and undermine car pooling and mass transit. Gasoline is strangling us: More than 100 million Americans live in areas that violate federal air safety levels, and autos are the major source of those pollutants... Gasoline is one of the most damaging substances in America, yet it's cheaper than Coca Cola, milk or even bottled water..." (August 22, 1992).

Das steht hier nicht als passive Beobachtung einer seltsamen und faszinierenden Kultur, sondern als engagierte Selbstkritik, die Veränderung fordert. Die Planer der Drive-In-Landschaft akzeptieren all das jedoch als Voraussetzung für das Funktionieren der schönen neuen Ordnung. Warum? Steckt dahinter eine Vision, ein kreativer Blick, der auch in banalen Phänomenen den Keim bedeutender Prozesse erkennt und daraus die Konzeptionen der Zukunft formt? Spüren wir hier gar das Verantwortungsbewußtsein einer echten Avantgarde, die weiß, welches die wahren "mainstream desires" sind?

Gerade der fundamentalistische Ansatz muß hier Skepsis hervorrufen. Wer den subventionierten Individual-Automobilismus weiterhin als das exklusive stadtprägende Medium der Zukunft propagiert, die europäische und amerikanische Stadt aber als "eine vergangene und überholte Stadtform" bezeich-

net (S. 34), zeigt zumindest ein sehr einseitiges historisch-kritisches Urteil. Garreau argumentiert hier viel weniger deterministisch (oder fatalistisch), trotz seiner unverhohlenen Sympathie für das Auto als "die feinste jemals erfundene Form der Fortbewegung", die "Mechanisierung der primitivsten menschlichen Aktivität, des Gehens" (Edge City, S. 108 f.). Denn wenn auch kaum jemand in Amerika das Auto in naher Zukunft verschwinden sieht, so gibt es doch - selbst in der Reagan/Bush Ära - gewaltige Anstrengungen und Fortschritte beim Ausbau des öffentlichen Metro- und Intercity-Transits und bei der Entwicklung neuerer, spezifisch amerikanischer Siedlungsformen mit integrierter Erschließung (vgl. die Arbeiten von Calthorpe oder Holl, z. B. ARCH⁺ 109/110). Mit weiterer Verdichtung in den Ballungsgebieten wird zunehmend jene kritische Masse erreicht werden, die wie in Europa oder Japan den öffentlichen Nahverkehr erst sinnvoll, akzeptabel und rentabel macht. Zum anderen: Trotz des rasanten Wachstums der "Edge Cities"- deren gewerbliche Bereiche deshalb besonders von der derzeitigen Rezession betroffen sind - haben auch die "überholten" Innenstädte ihre Renaissance erlebt: "In den achtziger Jahren erging es den meisten amerikanischen Innenstädten so gut oder besser als in irgend-einer anderen Dekade des zwanzigsten Jahrhunderts." (Garreau, S.116)

Exklusive Erschließung

In einer Reihe von Analogien (Sanduhr, elektronischer Schaltkreis) wird die Erschließungsstruktur des Perimeter Centers erläutert und "als eine durchaus funktionale und sogar erstrebenswerte vernakuläre Form" dargestellt. Nun ist die mit dem Bild der Sanduhr verdeutlichte Tatsache, daß mit dem schrittweisen Übergang auf schnellere Straßen die Entscheidungsmöglichkeiten des Autofahrers abnehmen, keine neue Erkenntnis. Le Corbusiers Feststellungen zum Verhältnis zwischen dem Abstand der Straßenkreuzungen und der möglichen Geschwindigkeit (ab 1922) waren gefolgt von Generationen diesbezüglicher Studien. Generell trifft die Sanduhr-Analogie ja auf jede Autobahnverbindung von einer Stadt zur anderen zu; im spezifischen Fall ist das Bild aber eher verunklarend, denn das zuverlässige Funktionieren der Sanduhr beruht gerade auf jener Engstelle, die beim analog konstruierten Verkehrssystem so störungsanfällig ist. Auf dem hervorragend ausgebauten Capital Beltway um Washington D.C., der eine Vielzahl von Suburbs und Perimeter Centers erschließt, bricht - systemimmanent - der Verkehr fast täglich im Stau zusammen (das war nie ein Privileg mittelalterlicher Straßen in Europa).

Aufschlußreicher ist dagegen die Analogie zum elektronischen Schaltkreis, denn sie verweist tatsächlich auf analoge Prozesse und Probleme: So wird seit Jahren daran gearbeitet, die Geschwindigkeitsgrenzen von Supercomputern, die auf der extremen Hierarchisierung der Arbeitsprozesse beruhen, dadurch zu überwinden, daß man den linear strukturierten Aufbau der Rechner durch Parallelschaltung einer Vielzahl kleinerer, identischer Recheneinheiten ersetzt (z. B. Modelle von CRAY oder die "Connection Machine" der Thinking Machines Corporation). An die Stelle der stauanfälligen "Daten-Autobahn" tritt dabei ein flexibleres "Daten-Straßen-Raster". Seine größere Fehlertoleranz bringt so den Computer strukturell noch näher an große komplexe Systeme - Wirtschafts-, Stadt-, Ökosysteme - heran, die gerade nicht stillstehen, wenn ein Rädchen im Uhrwerk ausfällt. Auch unter diesem Gesichtspunkt betrachtet erscheinen die für das "Perimeter Center" beschriebenen Erschließungsstrukturen eher fragwürdig.

Im Gegensatz zur organisch-malerischen oder auch zur islamischen Stadt gewährleistet der traditionelle Straßenraster

- nicht als geometrische, sondern als topologische Figur, d. h. als "Halbverband" bzw. als nicht-hierarchisches Netz - ein gewisses Mindestmaß an Gleichwertigkeit, und zwar nicht nur hinsichtlich der räumlichen Verteilung der städtischen Elemente (gleiche Standortgunst), sondern auch hinsichtlich der zum Einsatz kommenden Erschließungsmittel: Fußgänger, Autofahrer, öffentlicher Verkehr etc. sind prinzipiell gleichberechtigt (Ungleichwertigkeiten in der Praxis sind von anderen Faktoren bestimmt). Dagegen schließt das Perimeter Center aufgrund seiner extrem hierarchisierten Erschließungsstruktur in Verbindung mit den großen Distanzen nicht nur den Fußgänger, sondern weitgehend auch jede Form von öffentlichem Verkehr aus. Hier liegt der vielleicht gravierendste Mangel des gegenwärtigen Strukturkonzepts des Perimeter Centers - zugleich aber auch ein tieferer Grund für seinen Erfolg.

Edge City und soziale Segregation

Entgegen einem landläufigen Klischee und der Analogie vom elektronischen Schaltkreis sind die Zielorte im Perimeter Center gerade nicht flexibel miteinander vernetzt - so daß ich etwa von Büro A wahlweise direkt zu Büro B, Hotel C oder Einkaufszentrum D gelangen könnte -, sondern in einer starren Baumstruktur organisiert. Sie ermöglicht - diesbezüglich nicht unähnlich dem labyrinthischen Sackstraßen-System islamischer Städte oder komplexen mittelalterlichen Stadtanlagen - eine gewisse soziale Kontrolle durch räumliche, in unserem Falle auch durch technologische "Filter". Die Zufahrt ist jeweils nur über einen einzigen "Code" möglich, definiert durch die Sequenz: Autobahn - Zubringer - Erschließungsschleife - Stichstraße - Parkplatz. Eine direkte, sinnliche Orientierung ist wegen der fehlenden räumlichen oder visuellen Bezüge zwischen den Gebäuden ausgeschlossen. Prinzipiell gibt es damit nur noch eindeutig zielgerichtete Bewegungsmuster. Alternative Zielpunkte können nicht en passant, sondern nur durch erneutes "Einfädeln" in den topologischen Code erreicht werden. Das "Cruising", gewissermaßen die automobilen Form des Flanierens, ganz zu Schweigen von städtischem Bummeln, macht keinen Sinn mehr, weil es weder einfache lineare (wie beim Strip) noch flächige (wie bei der Rasterstadt) Weg-Ziel-Relationen gibt. (Erst auf der übergeordneten Ebene der Highways wird die Flexibilität des netzartigen Rasters wiederhergestellt).

Eine solche Erschließungsstruktur führt zu einer neuen, ästhetisch in der Tat konsequenten Durchdringung von städtischen Fragmenten und gestalteter Landschaft. Sie ist aber nicht, wie suggeriert wird, Resultat technologisch determinierter Entwicklungen und damit Ursache für das Entstehen des Perimeter Centers, sondern sie ist als eine von vielen technisch gleichwertigen Möglichkeiten nur Symptom für die eigentlich zugrundeliegenden sozialen und wirtschaftlichen Wunschvorstellungen. Und die haben auch mit Flucht, mit der versuchten Rückkehr ins Paradies zu tun. Peter C. Rowe hat dies angesprochen (S. 79), wenn er sagt: "Dabei ist festzustellen, daß eine derart fragmentarische stadträumliche Struktur zu einer Verschärfung zahlreicher sozialer Probleme beiträgt. So nehmen zum Beispiel rassistische und wirtschaftliche Segregation offenkundig eher noch zu. Man könnte sogar sagen, daß allein die Möglichkeit, Enklaven von lauter ähnlich denkenden Menschen bilden zu können, verstärkt zu separatistischen Tendenzen führt. In ähnlicher Weise wird die Privatisierung des öffentlichen Raumes durch die selektive Bevorzugung von exklusiven Wohnsiedlungen, Unternehmensparks, Einzelhandelsbereichen und Erholungseinrichtungen gefördert."

Beispielhafte Perimeter Centers wie die in ARCH⁺ angeführten sind meist als ausgesprochene 'upper-class' Shopping Malls entstanden. Ihre Lage weit außerhalb der Stadt, d. h. ihre für einige Bevölkerungsgruppen beschränkte Erreichbar-

keit, unterstützt ganz gezielt die Vorstellung elitärer, diskret hinter Grünvorhängen angelegter Konsum- und Wohlstandsreservate. "In Edge City gibt es sehr wenig wirklich 'öffentlichen' Raum. Mit Absicht." (Garreau, S.52)

Es wird hierzulande im Gespräch ohne weiteres bestätigt, was man schriftlich ungern formuliert: Die Flucht aus den Städten, der Rückzug in die Peripherie und die Region, ist oft weniger eine Folge des Platzmangels in den Zentren, der Liebe zur Natur oder zum automobilen Dasein als ein Ergebnis ethnischer Konflikte. Nachdem seit den sechziger Jahren gleiche Zugangsbedingungen zu Stadt- und Wohnvierteln formal weitgehend durchgesetzt waren, sah sich die klassische amerikanische Stadt in ganz neuer Weise mit den praktischen Problemen multi-ethnischen Zusammenlebens konfrontiert. Eine frühe Form der Reaktion waren die Kahlschläge des Urban Renewal, die die Stadt in neue, räumlich getrennte Segmente aufteilten. Dennoch wurde in den Innenstädten die Integration sozialpolitisch vorangetrieben. Während dabei manche urbanistische Wiederaufbauleistung geschah, reagierten Teile des privaten Marktes nun durch radikalen Standortwechsel. Wer der innerstädtischen Rassenproblematik ausweichen wollte, wählte - sofern er konnte - den Rückzug, oder Vormarsch, in die Peripherie. Damit verbunden war ein Verzicht auf zentrale, räumlich definierte Orte kollektiven Daseins, also auf urbanes Leben. Er wurde auch bewußt in Kauf genommen. Erleichtert wurde diese neue "sanfte" Segregation durch die moderne Datenelektronik, die mit der Beseitigung städtischer Standortvorteile die Chancen individueller Teilzeitarbeit (insbesondere für Frauen) vergrößerte und zugleich eine neue, semi-ländliche Führungsschicht von Technokraten schuf.

Als Europäer besitzen wir wenig Kompetenz, über diese sehr spezifisch amerikanischen Probleme zu urteilen. Wir haben aber auch wenig Grund, solche Modelle exklusiver räumlicher Enklaven nur ihres automobil-ästhetischen Appeals oder ihres wirtschaftlichen Erfolgs wegen auf europäische Verhältnisse zu übertragen. Die Vor- und Nachteile sind hier anders abzuwägen. Dazu gehört vor allem, in Übertragung und Fortsetzung der maßgeblichen Studien Robert Fishmans, die neuen Stadtstrukturen daraufhin zu untersuchen, welche ihrer Attraktionen oder Mängel konstitutiv und dauerhaft und welche nur Resultat der Tatsache sind, daß diese Städte noch unfertige, chaotische Produkte eines hektischen Wachstums darstellen.

Jede Möglichkeit eines rationellen Diskurses über die zukünftige Stadtentwicklung in einem "regionalisierten" Europa wird allerdings in Frage gestellt, wenn als einziger Weg ein Zustand in die Zukunft projiziert wird, der gravierende, seit Jahrzehnten bekannte Mängel festschreibt, weil sie einer uneingestandenen Sehnsucht nach heiler Welt (Segregation) und falschen Mythologien (ländlicher Individualismus in der Konsumgesellschaft) dienen.

Anmerkungen:

1) In der hier besprochenen Methode kann man ohne weiteres ein unglückliches Erbe der epochemachenden Arbeiten von Robert Venturi, Denise Scott Brown und Steven Izenour erkennen, die vor 20 Jahren unsere Augen für das neue amerikanische "Vernacular", für Main Street, Las Vegas und den Strip geöffnet haben - aber nicht mit dem Ziel, die städtische Landschaft darauf zu reduzieren, sondern mit einem witzigen und intelligenten Plädoyer für größere räumlich-visuelle Pluralität.

2) R. Fishman hat auch gezeigt, daß die Entwicklung der automobilgerechten Stadt nicht ein quasi-natürlicher Vorgang war, sondern Resultat gezielter und massiver politischer Entscheidungen und Planungen. Vgl. ARCH⁺ 109/110, S. 77ff.

Design Report

Mitteilungen
über den
Stand der Dinge

Probeheft:
Redaktion Design Report
Rat-Haus / Messe Frankfurt
Postfach 15 03 11
D-6000 Frankfurt am Main 15

Junge Architekten (1) LAB F AC

In loser Folge wird ARCH+ in den kommenden Heften junge Architekturbüros vorstellen, die sich durch innovatives und experimentelles Arbeiten auszeichnen. Wir wollen damit unserer Fixierung auf 'Stararchitekten' entgegenwirken und das Engagement von Architekten unterstützen, die jenseits eines kommerziellen Interesses neue Ideen und Arbeitsformen entwickeln und damit die Architekturdebatte beleben. Wir würden uns

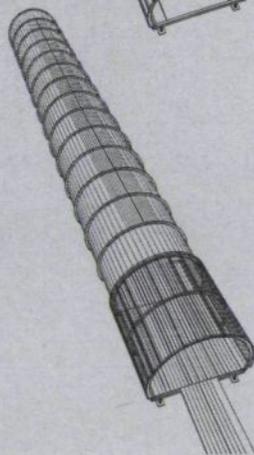
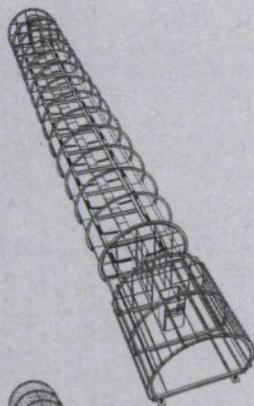
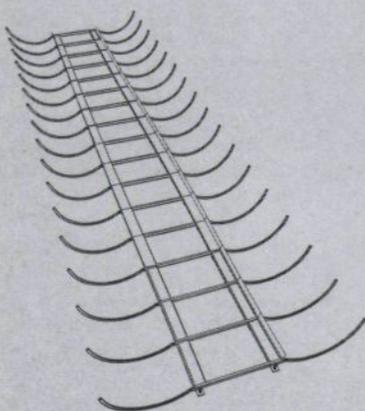
freuen, wenn Leser, die in dieser Weise arbeiten, uns Entwürfe an die Berliner Redaktionsadresse schicken. Wir beginnen unsere Serie in diesem Heft mit einem Bericht über das Stuttgarter Büro LAB F AC:

"Es geht um die Frage nach dem Raum, den der Allround-techniker, der Unternehmer, der Künstler und der Philosoph im Architektenmantel (gibts den noch?) zukünftig überhaupt noch beanspruchen kann", meint Jochen Hunger. Er und sein Partner Bernd Hoge experimentieren seit 1988 in ihrem "Labor für Architektur", kurz LAB F AC in Stuttgart. "Grundhaltung ist es", sagen sie, "eine möglichst komplexe Wissensbasis und eine Auswahl von Tech-

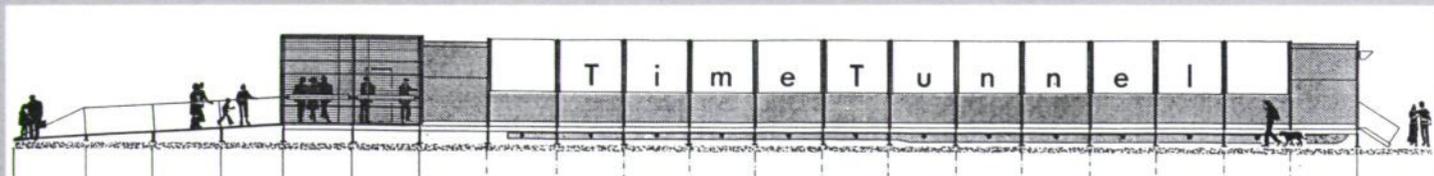
niken zur Lösung von Aufgaben zur Verfügung zu haben." Was heißt das konkret? Es heißt, daß die beiden tatsächlich forschen und köcheln, so schon bei der gemeinsamen Diplomarbeit der beiden Partner 1987 an der Uni Stuttgart: In Venedig wurde untersucht, ob sich Sedimentierungsprozesse im Salzwasser zur Sicherung baulicher Anlagen unter Wasser einsetzen lassen, wenn man sie durch Elektrolyse beschleunigt. Z.B. können kalkige Verkrustungen eine natürliche Versiegelung von Eichenstämmen bewirken. Obwohl die Studie zum Ergebnis kam, daß in stark verschmutzten Mittelmeergewässern das Elektrolyse-Verfahren wirtschaftlich nicht eingesetzt werden kann, belegt sie den frühen interdisziplinären Geist der beiden Laboranten. Die Einbeziehung von Naturwissen-

schaft und neuer Technologie findet auch jetzt im Büro auf sehr handgreiflicher Ebene statt. So ist die Digitalisierung weit fortgeschritten. Der Computer dient nicht nur als Verwaltungskraft, sondern ist selbstverständliches Zeicheninstrument und Handwerksgerät, mit dem vom Diagramm, der Perspektive und den farbigen Bildschirmfotos bis hin zur Präsentation viel hergestellt wird. Außer dem CAD-Spezialisten ist auch ein Biologe als ständiger Berater in Ökologiefragen für das Büro tätig.

Wer nun vermutet, das Büro sei hauptsächlich auf Technik eingeschossen, liegt schief. Das Gros der bisher realisierten Pro-



Die Multimedia-Installation Time-Tunnel von LAB F AC und der Künstlergruppe Argonaut.



Intelligente Konstruktionen und Materialien

jekte ist schlichtweg Kunst, etwa der "Time Tunnel". Dazu erklärt das Büro: "Time Tunnel ist eine mobile, begehbare Tunnelskulptur. Die Architektur ist Teil der künstlerischen Konzeption. Sie verleiht dem Kunstwerk seine Autonomie."

Es ging also für die beiden Architekten nicht darum, eine bloße Hülle für Kunst zu schaffen. Vielmehr wurde gemeinsam mit der Künstlergruppe Argonaut eine gebäudeartige multimediale Großinstallation geschaffen. Sie stand erst in Stuttgart auf dem Schloßplatz und ging danach in drei Normcontainern auf Europatournee.

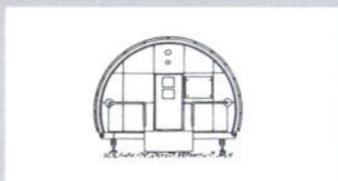
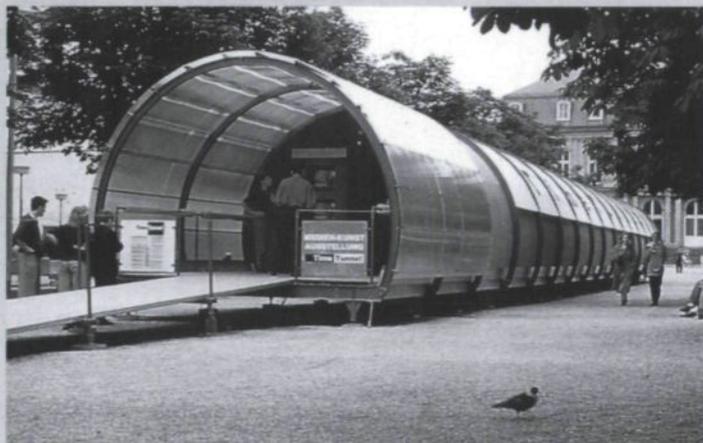
Neben der Managementleistung, dieses Projekt finanziell auf die Beine zu stellen, ist die fachübergreifende Zusammenarbeit bemerkenswert: Man konnte sogar Paul Virilio dafür gewinnen, zu dieser Installation einen Text zu schreiben. Das war si-

cher auch durch die guten Kontakte nach Paris möglich. Dort gibt es nämlich ein gleichnamiges Partnerbüro. Es wird von Finn Geipel und Nicolas Michelin geführt, die mit den beiden Stuttgartern in regem Austausch stehen.

Der Stuttgart-Paris Connection hat man es sicher auch zu verdanken, daß die römische Arena in Nimes eine filigrane temporäre Überdachung für den Winter bekommen hat. Die Pariser Laboranten wurden damals nämlich von den Ingenieuren Schlaich Bergermann und Partner beraten. Zu den fächerübergreifenden Projekten kommt also das regional und national übergreifende Arbeiten, sozusagen im europäischen Rahmen.

Das "ganz normale Arbeiten" findet trotzdem statt. Wettbewerbe im Stuttgarter wie im deutschen Raum werden mitgemacht. Städtebau und Hochbau sind gleichermaßen wichtig, eine Spezialisierung und Trennung von Wissensgebieten ist auch hier nicht vorhanden. Insgesamt bleibt abzuwarten, ob die Vielfalt der Aufgaben in Zukunft nicht nur qualitativ, sondern auch wirtschaftlich durchzuhalten ist und damit dem bekannten Spezialistentum im Architektenberuf entgegenliefe. Bisher scheint die Vielfalt vor allem möglich zu werden, weil nach Selbsteinschätzung im Labor ein Cocktail aus "Kämpfergeist, Überlebensinstinkt, Größenwahn und echtem Potential" brodelte.

Gunnar Tausch



Das neue Zauberwort für alle Arten von Ingenieuren heißt "smart materials and structures", zu Deutsch: intelligente Materialien und Konstruktionen. Gemeint damit ist zweierlei: Bei 'Intelligenten Konstruktionen' wird das bisher nur im Bereich der Haus- und Kommunikationstechnik bekannte Konzept des 'intelligent building' auf die Tragkonstruktion übertragen. Diese neuartigen Konstruktionen können Veränderungen der Belastung wahrnehmen und auf sie dynamisch reagieren. Dadurch können Tragwerke für stark wechselnde Lasten wie z.B. Verkehrslasten, Windlasten oder Erdbeben in völlig neuer Weise optimiert werden.

'Intelligente Materialien' beinhalten ein noch weiter gehendes Konzept: Materialien reagieren im Molekularbereich auf Veränderungen in der Umwelt. Das heißt, das Material als solches funktioniert als Sensor, Regler und Aktor zugleich. Für die dynamische Veränderung der Materialeigenschaft sind keine übergeordneten, separaten Steuerungseinheiten mehr erforderlich. Technisch wird das möglich durch Kombination unterschiedlicher Disziplinen, etwa Mechanik und Chemie, Physik und Informatik, Statik und Optik etc.

Schon heute werden Brücken intelligent gemacht, indem man Glasfasern in den Beton mit eingießt. Die Brechung eines Lichtblitzes, der durch die Fasern geschickt wird, kann - mit dem Computer umgerechnet - Spannungen, Materialermüdungen und Risse präzise anzeigen. Katastrophen können damit vermieden, Reparaturen optimiert und Bemessungen mit geringerem Sicherheitsfaktor angesetzt werden.

Darüber hinaus sollen sich in Zukunft Konstruktionen auch selbständig reparieren. Im Beton könnten mit Antikorrosionsmittel oder einer Art Kitt gefüllte Kapseln eingebettet werden. Im Ermüdungs- oder Überbelastungsfall würden sie reißen, sich öffnen und die Konstruktion quasi von innen heraus heilen.

Geforscht wird nach intelligenten Materialien selbst noch auf Molekülebene. Bestimmte Substanzen ändern bei geringen elektrischen Spannungen ihre Oberflächenstruktur drastisch,

etwa von glatt zu rau. Andere Materialien wechseln bei Temperaturwirkung ihre Farbe. Polymer-Gele können chemische Energie bedingt in mechanische umwandeln, also etwa muskelartig zucken.

Die Anwendungsmöglichkeiten sind vielfältig: Die Produktpalette reicht schon heute von der Verpackung, die anzeigt, ob der Inhalt noch frisch ist, und der Oberfläche, die den Marschflugkörper aerodynamischer macht, bis zu bekannten Alltagsgegenständen wie der Sonnenbrille, die sich selbst bei Sonneneinfall tönt. Für vieles, was theoretisch möglich ist, stehen praktische Anwendungen heute noch aus, gar nicht zu reden vom Technologietransfer in den Bausektor. Die Forschung steckt noch in den Kinderschuhen. 1991 wurde an der Strathclyde Universität in Glasgow das erste Institut für intelligente Materialien in Europa gegründet. Dort wird auch die architektonische Einsetzbarkeit der verschiedensten "smart materials" angedacht. Peter Gardiner, Direktor des Instituts in Glasgow, meint: "Mehrere Ideen für intelligente Materialien sind außerordentlich relevant für die Architektur." Das Institut veranstaltet vom 29.3. bis 2.4.93 sein nächstes öffentliches Seminar, bei dem man sich über den heutigen Stand der Forschung, erste Anwendungsbeispiele und zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten intelligenter Konstruktionen und Materialien informieren kann.

Man darf gespannt sein, ob sich in Zukunft intelligente und adaptive Materialien und Konstruktionen quasi als organismenartige Alleskönner bei Bauwerken durchsetzen oder ob die technische Aufrüstung weiterhin durch Spezialisierung und Entflechtung erfolgt, das heißt Trennung von Statik, Raumbegrenzung und technischer Ausrüstung in eigenständige, hochspezialisierte Subsysteme.

Gunnar Tausch

Adresse:
Smart Structures
Research Institute
University of Strathclyde
Royal College Building
204 George Street
Glasgow G1 1XW
Scotland, U.K.

In memoriam Peter Rice

Peter Rice starb am Sonntag, dem 25. Oktober 1992, im Alter von 57 Jahren nach langer schwerer Krankheit. Er war der bekannteste Ingenieur unserer Tage. Er hat mit den unterschiedlichsten Architekten zusammengearbeitet, mit Richard Rogers wie mit Zaha Hadid, mit Renzo Piano wie mit Bernhard Tschumi. Ebenso hat er mit Künstlern zusammengearbeitet wie z.B. mit dem Bildhauer Frank Stella oder dem Theaterdirektor Humbert Camerlo. Darüber hinaus erforschte er die natürliche Konstruktion von Spinnennetzen und hat ein Experimentallauto für Fiat sowie Schiffskonstruktionen entwickelt.

Peter Rice, geboren in Irland, studierte Ingenieurwesen an der Queens University in Belfast und am Imperial College in London. Seit 1956 arbeitete er für Ove Arup & Partners, 1978 wurde er einer der Direktoren der Firma. Zwischen 1977 und 1979 hatte er ein gemeinsames Büro mit Renzo Piano, 1984 gründete er mit Martin Francis und Ian Ritchie das Büro RFR in Paris. Zu seinen wichtigsten Bauten gehören Sydney Opera House (1957-66), Centre Pompidou (Paris, 1971-80), Lloyds (London 1978-86), Menil Museum (Houston, 1981-87), Glaskonstruktion des Museum La Villette (Paris 1981-85), Flughafen Stansted (1981-90), Glaspyramiden für den Louvre (Paris, 1985-90) und The Pavilion of the Future (Sevilla 1989-92). Zu den zahlreichen Projekten, die jetzt ohne ihn weitergeführt werden müssen, gehören das Kansai International Airport Terminal in Japan (mit Renzo Piano), die Japan-Fußgängerbrücke bei La Défense in Paris (die sein Pariser Büro RFR geplant hat) und die Schaffung von drei Skulpturenhöfen im Louvre (zusammen mit I. M. Pei). Darüber hinaus hinterläßt er eine Vielzahl von unvollendeten und geplanten Entwürfen. Zum Tode von Peter Rice schrieb sein enger Freund Richard Rogers folgende Worte:

"Peter Rice war einer der größten Ingenieure des zwanzigsten Jahrhunderts. Seiner Zusammenarbeit mit vielen Architekten verdanken wir eine Vielzahl der berühmtesten architektonischen Meisterwerke der letzten Jahrzehnte. Peter Rice war leitender Direktor des Ingenieurbüros Ove Arup & Partners, Gründer und Teilhaber von RFR

(Paris) und Ehrenmitglied der RIBA und wurde in diesem Jahr mit der Royal Gold Medal ausgezeichnet, dem begehrtesten internationalen Architekturpreis.

Peters Erläuterung seiner letzten Arbeit (einem natürlichen Amphitheater, das ausschließlich mit Mondlicht beleuchtet wird) demonstriert die einzigartige Flexibilität und Bandbreite seiner Arbeitsweise: 'Das Mondtheater stellt einen Entwurf dar, der mit einem Minimum an architektonischem Eingriff auskommt. Das Theater bleibt ganz Natur und eng mit dem Ort und seinen geistigen Schwingungen verbunden. Jedes allzu technische Element würde dieses empfindliche Gleichgewicht nur stören. Ein gewisser technischer Eingriff ist unvermeidlich, aber er soll so dezent und zurückhaltend wie möglich sein.'

Das letztmal, daß ich gebeten wurde, etwas über Peter zu schreiben, war anlässlich der Verleihung der Royal Gold Medal im Juni dieses Jahres. Damals machten wir uns große Sorgen, ob er es überhaupt bis zum Podium schaffen würde, geschweige denn seine Rede halten könnte. Wir waren auf alle Eventualitäten vorbereitet. Wie gewohnt blieb Peter auch diesmal optimistisch. Er ging nicht nur mit eigener Kraft zum Podium, sondern hielt eine brillante, in höchstem Maße poetische und intellektuell faszinierende Rede. Sein Optimismus und seine Vision prägten diesen Abend, und am Ende glaubten wir alle daran, daß er doch wieder gesund werden würde.

Damals war es leichter für mich, etwas über ihn zu schreiben, denn es gab noch Hoffnung. Jetzt empfinde ich nur noch tiefen Schmerz, wenn ich daran denke, daß wir Peter nie wieder sehen, nie wieder mit ihm sprechen, essen, trinken und diskutieren werden.

Später einmal werde ich mich mit Vergnügen an seine Leistungen und die schöne gemeinsame Zeit mit ihm erinnern. Jetzt aber ist es noch zu früh, objektiv über ihn schreiben, deshalb möchte ich an dieser Stelle einiges von dem wiederholen, was ich bei der Preisverleihung über ihn gesagt habe:

Ich weiß nicht mehr, wann ich Peter zum erstenmal begegnet bin. Frei Otto nannte mir Ende der sechziger Jahre seinen Namen, als wir versuchten, den Fußballclub Chelsea FC zu überzeugen, daß sie nicht einfach nur eine neue Osttribüne brauchten, sondern ein leichtes, aufklappbares Zeltdach für das



gesamte Stadion. Das Ergebnis war zwar eine Katastrophe, aber etwa zwei Jahre später luden Peter und Ted Happold, der Leiter der Forschungsabteilung für leichte Tragwerke bei Arup, Renzo und mich ein, uns am Wettbewerb für das Centre Beaubourg zu beteiligen. Damit fing alles an, und seit jener Zeit ist kaum eine Woche vergangen, in der ich nicht mit Peter zusammengearbeitet oder mich mit ihm unterhalten habe.

In unserem Büro treffen wir uns jeden Montagmorgen, um über kritische Aspekte unserer Projekte zu diskutieren. Dabei spielt Peter eher die Rolle eines Entwurfspartners und Problemlösers als die eines bloßen Ingenieurs. Peter ist kein gewöhnlicher Ingenieur. Er wartet nicht darauf, daß der Architekt seine Vorstellungen entwickelt, um dann eigene Vorschläge zu machen, wie diese Vorstellungen realisiert werden können. Er ist ein Stratege, der vor allem dann in seinem Element ist, wenn es darum geht, die Wünsche und Vorstellungen des Auftraggebers wirklich zu verstehen. Schon bei der ersten Besprechung ist er dabei, hört zu, denkt mit und stellt seine Fragen. Was er zu sagen hat, ist immer elegant und präzise formuliert. Immer wieder habe ich erlebt, wie Peter auch einem noch so skeptischen Bauherrn überzeugen konnte, daß eine eher innovative Lösung weit weniger Risiken birgt als eine herkömmliche, denn um wirklich innovativ zu sein, muß man ganz von vorn anfangen und darf nichts als selbstverständlich akzeptieren.

Peter ist ein echter Virtuose auf seinem Gebiet. Er ist immer voller Optimismus und bereit, sich jeder Herausforderung zu stellen. Jedesmal schiebt er die Grenzen des Machbaren ein wenig weiter hinaus, ohne dabei seine fachliche Verantwortung aus dem Blick zu verlieren.

Stahl, Stein, Holz, Plastik, Beton und Kohlefaser sind die Materialien, mit denen er arbeitet.

Ähnlich wie seine großen Vorgänger, von Brunel bis Brunelleschi, verfügt auch Peter über die Fähigkeit, die Grenzen seiner fachlichen Ausbildung zu überschreiten und technische Probleme in poetische Lösungen zu überführen. In seiner Arbeit kombiniert er Ordnung mit Spaß, Wissenschaft mit Kunst. Er ist so sehr in das Entwurfsteam integriert, daß es geradezu gehässig wäre, spezielle Bereiche zu nennen, in denen sein Engagement immer wieder die Richtung unseres Denkens bestimmt und beeinflusst hat. Trotzdem möchte ich einige Beispiele nennen: Er war es, der aus den ursprünglich geplanten doppelten Stützen und Stahlträgern für das Beaubourg Einzelsäulen mit einer äußeren Ebene von zarten Zug- und Druckgliedern machte, wobei die verschiedenen Ebenen durch große Stahlklammern getrennt wurden; er fand für einen großen Ausstellungsraum mit Garagen für Autos die preisgünstige Lösung eines Tonnengewölbes, das auf zahlreichen Spießen ruht und dem Gebäude das Aussehen eines Stachelchweins gibt; er entwarf die wunderschöne wellenförmig geschwungene Dachkonstruktion für unser Wettbewerbsprojekt für ein Londoner Flughafenterminal; von ihm stammt die Idee der Ferrozementkonstruktion für die Fertigwohnbauten in Korea.

Eine solche Aufstellung ist insofern problematisch, als sie Peter wie einen guten Ingenieur im traditionellen Sinne erscheinen läßt, und genau das ist er nicht, wie ich bereits betont habe. Peter ist ein brillanter Problemlöser auf dem Gebiet des Hochbaus mit einer besonderen Fähigkeit, den eigentlichen Kern eines Problems zu erkennen und herauszuarbeiten, indem er es häufig genug auf den Kopf stellt."

Richard Rogers

Im Februar 1993 wird der 3. Europa-Wettbewerb für europäische Architekten unter 40 ausgelobt. Unter dem Motto 'Zuhause in der Stadt - Urbanisierung städtischer Quartiere' sollen sich die Teilnehmer mit dem Verhältnis zwischen privaten Wohnräumen und öffentlichen Stadträumen beschäftigen. Die traditionellen Vorstellungen von den Gegensätzen Innenraum/Außenraum und privat/öffentlich sollen vor dem Hintergrund zweier Entwicklungen hinterfragt werden:

Zum einen haben sich durch die Trennung der Funktionen die Gegensätze zwischen öffentlichem und privatem Raum verschärft. Es sind Quartiere mit räumlicher, funktionaler und sozialer Gleichförmigkeit entstanden, die keinen Spielraum mehr für eine Vielfalt der Lebens- und Wohnweisen lassen und die eine Aneignung der Stadträume durch die Bewohner verhindern. Wie kann man solche Quartiere wiederbeleben?

Zum anderen hat die Nutzung moderner Kommunikationsmittel die Auffassung von Nähe und Distanz verändert. Das soziale Beziehungsgeflecht der heutigen Stadtbewohner erstreckt sich weit über das unmittelbare Umfeld hinaus über die gesamte Stadt. Welche Auswirkungen haben diese neuen Arten von sozialen Beziehungen für den urbanen Raum? Welcher Art sind die Räume des Übergangs zwischen Intimität und Urbanität? Wie sollen heute Wohnungen in der Stadt räumlich organisiert und angeordnet werden?

Zur Eröffnung des Wettbewerbs findet im Februar 1993 ein Treffen junger Architekten in Prag statt, bei dem die Wettbewerbsteilnehmer in zahlreichen Arbeitsgruppen mit anderen Architekten sowie mit Wissenschaftlern und Vertretern europäischer Städte über diese Fragen diskutieren und sich informieren können. Abgabe der Arbeiten ist Ende September 1993, im Januar 1994 werden die Ergebnisse bekanntgegeben. Wie bei den vorangegangenen Europa-Wettbewerben sollen die prämierten Arbeiten möglichst auch realisiert werden.

Wettbewerbsausschreibung und weitere Informationen erhält man bei:

Europa
Rauchstraße 11
1000 Berlin 30
Telefon: 030-2626009
Telefax: 030-2627004

Buchtips

Klaus Daniels: Gebäudetechnik. Ein Leitfaden für Architekten und Ingenieure, 656 S., R. Oldenbourg Verlag München 1992, ca. 180,- DM

Mel Gooding (Hrsg.): William Alsop. Bauten und Projekte 1989 - 92, Birkhäuser Basel 1992, 120 S., 62,- DM

Gilles de Bure: Jean Nouvel. 4 Projekte in Deutschland, Artemis München 1992, 96 S., 48,- DM

Jules Grécy. Die Alhambra zu Granada, Wernersche Verlagsgesellschaft, Worms 1989, 68,- DM

Forum für Zukunftsenergien (Hrsg.): Erneuerbare Energien. Ein Leitfaden für Städte und Gemeinden, Flade + Partner München 1992, 16,80 DM

Howard Rheingold: Virtuelle Welten. Reisen im Cyberspace, Rowohlt Reinbek 1992, 624 S., 58,- DM

Christine Hoh-Slodczyk u. a.: Hans Scharoun. Architekt in Deutschland 1893 - 1972, 200 S., 44,- DM

Thomas Herzog: Bauten 1978 - 92, Hatje Stuttgart 1992, 88 S.

Peter Reichel: Der Schöne Schein des Dritten Reichs. Faszination und Gewalt des Faschismus, Carl Hanser Verlag, München 1991, 480 S., 68,00 DM

Ove Arup Partnership: Exploring Material. The Work of Peter Rice, RIBA London 1992,

Martin Wentz (Hrsg.): Planungskulturen, Campus Frankfurt 1992, 270 S., 78,- DM

Peter Noever (Hrsg.): Die Frankfurter Küche von Margarete Schütte-Lihotzky, Ernst & Sohn Berlin 1992, 39,- DM

Dieter Daniels: Duchamps und die anderen, DuMont Köln 1992, 18,- DM

Jean Baudrillard: Das System der Dinge, Campus Frankfurt 1991, 19,80 DM

Massimiliano Fuksas: Haute Tension, Edizioni Carte Segrete, Rom 1992

Wolfgang Schäche: Architektur und Städtebau in Berlin zwischen 1933 und 1945, Gebr. Mann Berlin 1991, 190,- DM

Akzente Studiengemeinschaft (Hrsg. und Verlag): Das Kombi-Büro, Murnau 1991, 123 S., 120,- DM

R. Ganslandt, H. Hoffmann: Handbuch der Lichtplanung, ERCO Edition, Vieweg Braunschweig 1992, 289 S., 78,- DM

Angels & Franciscans, Ausstellungskatalog, New York 1992

Behnisch & Partner - Bauten 1952 - 1992, Ausstellungskatalog, Stuttgart 1992

Werner Blaser: Fügen - Verbinden, Basel 1992

Die Beredsamkeit des Leibes, Ausstellungskatalog, Wien 1992

Haus-Rucker-Co, Ausstellungskatalog Wien 1992

Wohnbau aktuell - Bericht 1991, Hrsg. Gesellschaftsgruppe Wohnbau und Stadterneuerung MAG. Abt. 24 Städtischer Wohnhausbau, Wien 1992

Piergiacomo Bocciarelli: Fritz Höger, Vice Versa Verlag Berlin 1992, 98,- DM / 120,- DM

Literatur zum Thema

Jean Baudrillard: Amerika, Matthes & Seitz München 1987

Rem Koolhaas, Delirious New York, New York 1978

Deyan Sudjic: The 100 Mile City, Andre Deutsch London 1992

Hans G. Helms (Hrsg.): Die Stadt als Gabentisch. Reclam Leipzig 1992

Kevin Roche / Seven Headquarters, Office Age Special Edition 1990, Itoki Tokyo 1990

Francesco Dal Co: Kevin Roche, Electa Editrice Mailand 1985

Peter G. Rowe: Making a Middle Landscape, MIT Press Cambridge 1991

I. M. Tao: American Shopping Centers, Shotenkenchiku-sha, Tokyo 1992

Process Architecture No. 101: The Jerde Partnership Inc., Tokyo 1992

Victor Gruen, Larry Smith: Shopping Towns U.S.A., New York 1960

Michael Sorkin (Hrsg.): Variations on a Theme Park. The New American City and the End of Public Space, Hill & Wang New York 1992

Robert de Roos: The Magic Worlds of Walt Disney, in: National Geographic August 1963

Dankwart Grube: Am Anfang war die Maus, in: Geo 8 -1977

Hermann Schreiber: Disneys schöne neue Welt, in: Geo 11-1982

Ulrich Pramann: Ein Feuerwerk für Donald, Mickey und all ihre Freunde, Globo - Das Reisemagazin, München Nov. 1991

All that Fun ... Mickey, grand urbaniste, in: Architecture Intérieur Créé Nr 248, Paris Juni 1992

CAD-Informationen

Über Hard- und Software zur Gebäudeplanung und -konstruktion bis hin zu Facility Management und Inneneinrichtung kann man sich auf den von Hewlett Packard veranstalteten Foren BauBit informieren. 25 Softwarefirmen stellen in Düsseldorf (28.1.93), Böblingen (4.2.93) und Leipzig (11.2.93) ihre Lösungen aus. Informationen bei: Hewlett Packard, Hewlett-Packard-Straße, 6380 Bad Homburg, Tel: 06172-161202